

Definitionen

Aggressivität. Disposition zu aggressivem Verhalten gegen Menschen oder Sachen (Vandalismus). Die individuellen Ausprägungsunterschiede sind von der Kindheit bis ins frühe Erwachsenenalter als relativ stabil nachgewiesen, besonders beim männlichen Geschlecht. Aggressionen können sehr viele Formen haben, z. B. physische Gewaltanwendung (häufiger bei Jungen), Beleidigungen, Einschüchterung, Ausschluss aus der sozialen Gruppe. Die Motivation aggressiven Verhaltens reicht von der Durchsetzung von Interessen über die Verteidigung von Ansprüchen bis zur Vergeltung erlebter Ungerechtigkeiten und Verletzungen. Aggressivität entwickelt sich als Reaktion auf selbst erlittene Aggression und Feindseligkeit (→ Struktur). Im → Setting Schule wird heute besonders → Bullying, im Setting Berufswelt Mobbing als Sonderform der Aggressivität diskutiert.

Akkommodation. Siehe Assimilation – Akkommodation.

Akkulturation. Wandel ursprünglicher kultureller, durch → Enkulturation entstandener Entwicklungsmuster infolge dauerhafter Kontakte mit neuen kulturellen Gruppen. Akkulturation kann als sekundäre Enkulturation verstanden werden.

Aktivitätstheorie. Postuliert als Gegenthese zur Disengagementtheorie (→ Disengagement) die Fortsetzung hoher Aktivität im Alter. Anstelle

bisheriger Rollen und Aufgaben werden neue Rollen und Aufgaben übernommen.

Akzeleration – Retardation. Akzeleration bedeutet die Entwicklungsbeschleunigung bei körperlichen Reifungsvorgängen, vor allem während der → Pubertät, Retardation demgegenüber die Entwicklungsverzögerung körperlicher Reifungsvorgänge. *Säkulare Akzeleration* bezieht sich auf die Entwicklungsbeschleunigung, *säkulare Retardation* auf die Entwicklungsverlangsamung im historischen Vergleich. Das Begriffspaar wurde auch auf mentale Leistungen angewandt. *Mentale Akzeleration* bedeutet einen intellektuellen Vorsprung vor der Alterspopulation, *mentale Retardation* eine Entwicklungsverzögerung gegenüber der Bezugsgruppe. Im Gegensatz zur körperlichen Retardation handelt es sich bei mentaler Retardation aber meist um ein dauerhaftes Merkmal, sie kann meist nicht ausgeglichen werden.

Aneignung – Vergegenständlichung. Ein handlungstheoretisches Begriffspaar, das die Austauschprozesse zwischen Subjekt und Umwelt kennzeichnet. Aneignung ist von der Umwelt auf das Individuum gerichtet, das als aktives Subjekt Wissen und Handlungskompetenzen aufbaut. Vergegenständlichung richtet sich vom agierenden Subjekt auf die Umwelt mit dem Ziel, Gegenstände zu erzeugen, zu verändern oder zu gebrauchen. Gegenstände umfassen nicht nur materielle Objekte, sondern auch ideelle Objekte (z. B. der Kunst und Wissenschaft).

Antisoziales Verhalten. Siehe prosoziales – antisoziales Verhalten.

Assimilation – Akkommodation. Das Begriffspaar wurde von Piaget eingeführt, um die Entwicklung menschlicher Erkenntnis und Informationsverarbeitung zu erklären. Assimilation ist die Integration von Neuem in bestehende mentale (und Handlungs-)Strukturen, Akkommodation die Anpassung bestehender mentaler (und Handlungs-)Strukturen an Umweltafordernungen. Durch das Wechselspiel beider Prozesse werden nach Piaget die gesamte menschliche Erkenntnis und das mit ihr verbundene Wissen aufgebaut. Assimilation und Akkommodation sind zugleich die basalen Prozesse der mentalen Konstruktionsleistungen beim Aufbau von → Schemata und → Strukturen. Das Begriffspaar wird auch zur Beschreibung von zwei Formen der → Bewältigung von Verlusten im Erwachsenenalter verwendet.

Attribution. Zuschreibung. Personen werden Merkmale, Motive, Verantwortlichkeit für Leistungen, Misserfolge, Erkrankungen, Unfälle und andere verlustreiche Ereignisse zugeschrieben. Man spricht auch bei subjektiven Erklärungen von Leistungen oder Versagen von Attribution. Leistungen werden z. B. auf Begabung, Anstrengung, Zufall, soziale Unterstützung oder andere Faktoren „attribuiert“. Diese Attributionen haben Folgen, z. B. für die Leistungsmotivation oder das Leistungsselbstbild. Zugeschriebene positive oder negative Merkmale können in das Selbstbild aufgenommen werden.

Aufmerksamkeit. Leistung der Selektion aus Wahrnehmungs- und Vorstellungsakten. Aufmerksamkeit konzentriert, fixiert und fokussiert angesichts der Fülle von unentwegt auf den Organismus auftreffenden Reizen und der Menge in-

nerer Vorstellungen und Repräsentationen. Aufmerksamkeit wird durch das aufsteigende retikuläre Aktivierungs-System (ARAS) gesteuert, das vor allem den Wachheitsgrad (Vigilanz) bestimmt. Darüber hinaus sind aber je nach Aufgabe eine Reihe anderer Gehirnzentren beteiligt.

Die früheste Aufmerksamkeitsleistung ist die orientierende Reaktion, die der Säugling beim Auftauchen neuer Reize zeigt und die bei Vertrautheit wieder absinkt (Habituation). Im letzten Drittel des ersten Lebensjahres tritt die joint attention auf, bei der Säugling und Bezugsperson die Aufmerksamkeit auf den gleichen Gegenstand richten und die einen basalen Prozess für → Sozialisation und → Enkulturation darstellt. Unwillkürliche Aufmerksamkeit, die bei inzidentem → Lernen beteiligt ist, vermag die Konzentration auf objektbezogene Handlungen frühzeitig (im 3. Lebensjahr) für eine längere Dauer (30 Minuten) aufrechtzuerhalten. Willentliche Aufmerksamkeitssteuerung wird im Schulalter wichtig, da sie für intentionales Lernen erforderlich ist. Verteilte Aufmerksamkeit, die sich auf mehrere Umweltausschnitte richtet, tritt frühzeitig auf. Ein weiterer bedeutsamer Aspekt der Aufmerksamkeit betrifft die Ablenkbarkeit, die im Vorschulalter noch hoch ist und später sukzessive abnimmt. Ob der starke Medienkonsum Aufmerksamkeitsstörungen bewirkt, lässt sich nur differenzierend beantworten (so erfordert beispielsweise intensives Problemlösen am Computer hohe Aufmerksamkeitsleistungen).

Begabung. Wird als kausale Voraussetzung jedweder Leistung in einer → Domäne, aber auch als Voraussetzung für besondere Leistungen angesehen. Im letzteren Falle spricht man auch von Begabtheit (giftedness) oder Talent. Das Konzept

der Begabung führt leicht in einen logischen Zirkel: Begabung wird als Ursache für eine hohe Leistung angenommen; nur diese Leistung ist aber beobachtbar, und aus dieser Beobachtung wird Begabung erst erschlossen. Begabung (im Sinne von giftedness) kann als Zusammenwirken der Merkmale überdurchschnittliche Fähigkeiten, Aufgaben-Commitment (z. B. intensives Üben) und Kreativität verstanden werden. Begabung als in einer Population variierendes Merkmal kann wie Intelligenz unterschiedliche Ausprägungen haben und daher auch statistisch bestimmt werden (z. B. die besten 5 Prozent). Da aber beispielsweise Hochbegabung immer mit intensiver Auseinandersetzung und Arbeit in einer bestimmten Domäne korreliert ist, lässt sich schwer ausmachen, welcher Anteil Lernen und welcher Lernvoraussetzung ist. Die wohl beste Schätzung von Begabung ergibt sich aus der Lerngeschwindigkeit. Wenn z. B. Geiger oder Pianisten schon mit 8 Jahren öffentlich auftreten, weisen sie ein Leistungsniveau vor, das andere auch bei noch so intensiver Übung in dieser Zeit nicht erreichen würden.

Bereichsspezifische Entwicklung. Kennzeichnet den Sachverhalt, dass Entwicklungs- und Lernfortschritte nicht in allen oder vielen Bereichen, gleichzeitig oder parallel verlaufen, sondern auf einen eng umgrenzten Bereich (→ Domäne) beschränkt bleiben. Dies gilt insbesondere für Hochleistungen und → Expertise.

Bewältigung (Coping). Aktivitäten des Individuums, Verluste und Gefährdungen wichtiger Anliegen oder eines positiven Selbstbildes durch Schicksalsschläge, Versagen, Konflikte, unerwar-

tete Barrieren u. a. zu meistern und/oder die dadurch ausgelösten belastenden Gefühle zu dämpfen. *Assimilative Bewältigung* bedeutet problemorientiertes Handeln zur Sicherung oder Realisierung der bedrohten Anliegen, *akkommodative Bewältigung* das Aufgeben oder Abwerten nicht (mehr) erreichbarer sowie die positivere Neubewertung erreichbarer Anliegen und Ziele. Weitere Einteilungen unterscheiden zwischen *defensiver Bewältigung* (Verleugnen, Verdrängen) und *aktiver Bewältigung* (Coping) sowie zwischen *problemfokussiertem Coping* (Auseinandersetzung mit anstehenden Problemen) und *emotionsfokussiertem Coping* (Versuche der Verminderung belastender Gefühle wie Angst, Empörung, Bitterkeit, Schuldgefühle, Scham, Eifersucht, Trauer). Bewältigung im Alter lässt sich durch das → SOK-Modell beschreiben.

Big Five. Mit → Faktorenanalysen zweiter Ordnung gefundene Persönlichkeitsfaktoren: Neurotizismus, Extraversion, Offenheit für Neues, Verträglichkeit und Gewissenhaftigkeit. Die ersten drei Faktoren zeigen bei Älteren geringere Werte, die letzten beiden höhere Werte als bei jüngeren Gruppen. Die Big Five weisen hohe intraindividuelle Stabilität auf und finden sich in ähnlicher Weise in vielen Kulturen. Faktoren erster Ordnung weisen demgegenüber eine viel höhere Varianz auf.

Bindungstheorie. Beschreibt den Aufbau der Beziehung zwischen Kleinkind und Bezugsperson als Bindungssystem, das mit dem Erkundungssystem (→ Exploration) dergestalt in Wechselbeziehung steht, dass sichere Bindung Erkundungsverhalten anregt und das Kind bei angsteinflößenden

Reizen ins Bindungssystem zurückkehren kann. Bindung baut sich erst gegen Ende des ersten und im Laufe des zweiten Lebensjahres auf und scheint eine → Universalie zu sein. Als *Bindungstypen* werden unterschieden: sicher gebunden (Typ B), unsicher vermeidend (Typ A), unsicher ambivalent (Typ C) und desorganisiert/desorientiert (Typ D). Diese Bindungsstile bleiben auch später in der Entwicklung bis zu einem gewissen Grad bestimmend und wirken sich auf die Qualität des Sozialverhaltens aus.

Bonding. Die Annahme einer biologisch programmierten emotionalen Bindung der Eltern an das Neugeborene, die schon in den ersten Minuten nach der Geburt ausgelöst oder geweckt wird.

Bullying. Schikanieren und andere Formen von Aggression (→ Aggressivität). Wird hauptsächlich für die → Settings Kindergarten, Schule und Spielplatz angewandt und untersucht. Für die Analyse und die Prävention von Bullying sind nicht nur Täter und Opfer relevant, sondern auch die Haltung und das Handeln von Zuschauern und Mitwissern. Unter Bullying haben hauptsächlich die Abgelehnten (rejected) und weniger die Nichtbeachteten (neglected) zu leiden.

Compliance. Compliance (Befolgung, Einhaltung, Einwilligung, Zustimmung) ist eine wichtige Voraussetzung für die Wirksamkeit von Maßnahmen; ohne sie sind diese nur selten erfolgreich. Deshalb muss man sich um Compliance bemühen, keine Widerstände erzeugen bzw. gegebene Widerstände ausräumen.

Coping. Siehe Bewältigung.

Deliberate Practice. Gezieltes, intensives, hochkonzentriertes Üben, das zur Erzielung von Hochleistungen benötigt wird. Das Ausmaß korreliert mit dem erreichten Leistungsniveau, weshalb manche Autoren auf das Konzept der → Begabung in Musik, Tanz und Sport verzichten zu können glauben. Dies wäre aber voreilig, da nicht alle Menschen bei gleichem Übungsaufwand die gleiche Leistung erreichen und die Dunkelziffer der Abbrecher unbekannt ist. Vielmehr scheint es eine Wechselwirkung von Begabung und Deliberate Practice dergestalt zu geben, dass der relativ rasch erzielbare Fortschritt zu weiterer, noch intensiverer Übung motiviert.

Delinquenz. Straffälliges Verhalten. Eine Straftat liegt vor, wenn eine Tat oder eine Unterlassung einem rechtlich definierten Straftatbestand entsprechen und dem Täter die Verantwortung für die Tat zugeschrieben wird. Erklärt werden Straftaten mit personalen und situationalen Bedingungen. Erstere resultieren auch aus der Entwicklungsgeschichte einer Person. Für ein Verständnis von Straftaten und für ihre Prävention sind auch ihre Motive zu erkunden, die sehr unterschiedlich sein können.

Bei Delikten von Jugendlichen ist häufig die Verteidigung oder Gewinnung von Sozialstatus das Motiv. Diese Statusmotivhypothese lässt erwarten, dass Täter versuchen, erlebte Statusdefizite (z. B. wegen schulischer Misserfolge oder wegen Ausgrenzungen) durch delinquentes Verhalten oder durch Anschluss an eine gewalttätige Gruppe auszugleichen. Der starke Anstieg der Delinquenz im Jugendalter lässt sich partiell mit

der Hypothese der verbreiteten Statusdefizite und -unsicherheiten erklären, ebenso der Rückgang der Delinquenz im Erwachsenenalter, wenn der soziale Status durch soziale Rollen gefestigt ist. Neben dieser Jugenddelinquenz gibt es eine persistente Delinquenz, die sich schon während der Kindheit in Verhaltensstörungen, oft aggressiver Art, ankündigt und im Erwachsenenalter erhalten bleibt.

Denken. Mentale Tätigkeiten oder → Operationen, z. B. zum Lösen von Problemen. Manche Probleme lassen sich durch die Vorstellung einer Sequenz von Handlungen lösen, ohne dass diese Handlungen ausgeführt werden müssten. In anderen Fällen sind andere mentale Operationen erforderlich. *Analoges Denken* nutzt Wissen, das bei anderen Problemen, die in einer bestimmten Hinsicht ähnlich sind, zum Ziel führt. Als allgemeine Formel des analogen Denkens gilt: $A : B = C : D$. *Deduktives Denken* zieht aus Prämissen einen logisch zwingenden Schluss. Prototyp des deduktiven Denkens ist der Syllogismus. *Induktives Denken* verallgemeinert einen Fall als gültig für andere unbekannte Fälle (wird bei Hypothesenbildung benötigt). *Kausales Denken* führt ein beobachtetes Ereignis auf Ursachen zurück, eine Fähigkeit, die schon bei Säuglingen zu finden ist. *Wissenschaftliches Denken* bezeichnet das in den Naturwissenschaften übliche Vorgehen der empirischen Prüfung einer Hypothese durch kontrollierte Variation und Kombination von Variablen.

Devianz. Von der Norm abweichendes Verhalten. → Delinquenz ist eine Form der Devianz. Auch Süchte, Verhaltens- und Persönlichkeitsstörungen oder psychopathologische Erkrankungen wie

Schizophrenie führen zu deviantem Verhalten. Verhaltensmuster, die in einer Kultur üblich sind, können in einer anderen Kultur als deviant gelten, was bei Migration eine → Akkulturation erfordert.

Differenzierung. Ausgliederung von Teilen aus einem ungegliederten Ganzen. Differenzierung wird als generelles Entwicklungsgesetz angesehen und zeigt sich vor allem in der Kindheit und Jugend als Ausfächerung von Teilleistungen, die aber ihrerseits koordiniert sind und hierarchisch reguliert werden (→ Integration).

Im schulischen Bereich steht Leistungsdifferenzierung im Vordergrund. Die *äußere Differenzierung* trennt Leistungsgruppen nach Schularten, die *innere Differenzierung* versucht, die Lernenden innerhalb der gleichen Gruppe (z. B. Schulklasse) entsprechend ihrem Leistungsniveau zu fördern (individualisierender Unterricht).

Die *Differenzierungshypothese* der Intelligenz nimmt an, dass sich einzelne Leistungen (Intelligenzfaktoren) aus einer generellen intellektuellen Leistungsfähigkeit (g-Faktor, → Intelligenz) entwickeln. Diese Annahme ist weitgehend widerlegt, wobei die Effekte als simultane Überlagerung interpretiert werden (im früheren Alter gibt es mehr gravierende Entwicklungsunterschiede auf einer Altersstufe als später und daher einen statistisch produzierten g-Faktor).

Disengagement. Bezeichnet den zunächst als generell angenommenen Rückzug älterer Menschen aus dem aktiven Leben. Heute gibt es häufiger oder genauso häufig das Aufsuchen neuer Aktivitäten und Handlungsmöglichkeiten nach der Pen-

sionierung oder Verrentung (→ Aktivitätstheorie).

Domänen. Lern- und Entwicklungsbereiche, in denen sich Leistungen entwickeln. Die Entwicklungspsychologie grenzt den Begriff der Domäne auf Bereiche ein, die eine biologische Basis zu haben scheinen, wie die intuitive Mathematik, Physik und Biologie. Die Pädagogische Psychologie definiert Domänen meist durch die Schul- bzw. Wissenschaftsfächer (einschließlich der musischen Bereiche) und gelangt zu einer nach oben offenen Anzahl von Domänen.

DSM-IV. Diagnostisches und Statistisches Manual psychischer Störungen, vierte Ausgabe; es wird von der Amerikanischen Psychiatrischen Gesellschaft herausgegeben.

Effektstärke. Die Effektstärke gibt an, wie groß (oder bedeutsam) der Effekt z. B. einer Maßnahme oder einer anderen mutmaßlichen Entwicklungsbedingung, etwa bestimmter Kontextmerkmale, ist. Sie wird auch als praktische Signifikanz bezeichnet. Damit die Effektstärke mehrerer Untersuchungen (z. B. in Metaanalysen), verschiedener Maßnahmen, Variablen und ihren Skalierungen verglichen werden kann, wird sie in standardisierter Quantifizierung als Anteil an der Varianz der interessierenden Messvariablen erfasst.

Egozentrismus. Die Unfähigkeit, eine von der eigenen Perspektive abweichende Perspektive einer anderen Person einzunehmen. Man spricht

von Egozentrismus, wenn nicht erkannt wird, dass und was eine andere Person von einer anderen Position im Raum aus wahrnimmt, oder wenn angenommen wird, eine andere Person habe dieselben Informationen und Erkenntnisse wie man selbst. Der → Ethnozentrismus ist dann eine Form von Egozentrismus, wenn angenommen wird, nur die Überzeugungen der eigenen Kultur seien die richtigen und müssten von allen anderen geteilt werden.

Emotionen. Emotionen sind Erlebnisqualitäten, die „einen Anlass“ haben. Sie sind zum größten Teil Ausdruck spezifischer → Kognitionen und Bewertungen dieses „Anlasses“. So drückt z. B. Angst eine erlebte Bedrohung durch den Anlass aus, Empörung den Vorwurf einer Normverletzung, Trauer einen Verlust, Schuld ein moralisches Versagen, Scham einen Ehrverlust, Stolz einen Gewinn an Selbstwert, Neid eine erlebte Minderwertigkeit im Vergleich zu einer anderen Person. Die Kognitionen über den Anlass sind unterschiedlich komplex. Dem Ekel, der Freude oder der Trauer liegen weniger komplexe Kognitionen zugrunde als etwa dem Schuldgefühl, in dem die Kognitionen eigenes Handeln, Normverletzung und negative Folgen für eine andere Person konstitutiv sind. Deshalb ist mit einer entwicklungsgemäßen Sequenz des Auftretens von Emotionen zu rechnen. Emotionen regen oft Motive an, so z. B. Angst das Motiv der Flucht oder Vermeidung, Empörung das Motiv der Bestrafung oder Vergeltung, Scham das Motiv, den Ehrverlust auszugleichen. Insofern spielen sie bei der Regulierung des Handelns eine große Rolle. Eine Steuerung der Emotionen kann an den konstitutiven Kognitionen und Bewertungen ihres Anlasses ansetzen. Angst kann abgebaut werden,

wenn die Vermutung einer Gefahr sich als Irrtum erweist oder wenn die Überzeugung aufgebaut ist, die Gefahr zu beherrschen. Die Bewertungen sind teilweise kulturabhängig, etwa was als eine Schande oder Beschämung oder was als Normverletzung gilt. Der Ausdruck von Emotionen unterliegt kulturellen und subkulturellen Normierungen.

Enkulturation. Aneignung von Handlungskompetenzen, die für das Leben in der Kultur, in der das Individuum aufwächst, erforderlich sind. Enkulturation kann als Prozess der Übernahme der Kultur bzw. des Hineinwachsens in die Kultur verstanden werden.

Entwicklung. Nachhaltige und nachhaltig wirkende psychologische Veränderungen einer Person bzw. ihrer Merkmale, z. B. Dispositionen, Wissen, Fähigkeiten. Diese Veränderungen können universell, differentiell oder individuell sein.

Entwicklungsaufgaben. Ergeben sich aus entwicklungsabhängigen Fähigkeiten und Möglichkeiten, aus somatischen Reifungs- und Abbauprozessen und altersnormierten gesellschaftlichen Erwartungen und Anforderungen, die kulturspezifisch sein können. Idealerweise liegt eine → Passung zwischen den Entwicklungsgegebenheiten und den altersnormierten gesellschaftlichen Erwartungen vor, z. B. bezüglich Blasenkontrolle, Schuleintritt, Eheschließung, Ausscheiden aus dem Berufsleben.

Entwicklungsdiagnostik. Die Erfassung bzw. Einschätzung des Entwicklungsstandes von Leistungen, Wissensstrukturen und Persönlichkeitskomponenten. Dabei verwendet man prinzipiell zwei Ansätze: Die Orientierung an Altersnormen (→ Entwicklungsnormen) positioniert das Individuum zum Durchschnitt einer Alterspopulation, z. B. bei Intelligenztests und anderen Entwicklungstests von Einzelleistungen. Bei einer Orientierung an qualitativen, theoretisch postulierten Strukturniveaus der Entwicklung (Stufen, Stadien) geht es um die Diagnose, auf welchem Niveau ein Individuum steht. Dies gilt z. B. für Piagets Abfolge von Entwicklungsstadien, die Stufen des moralischen Urteils, die Niveaus des Menschenbildes und die Stufen der → Perspektivenübernahme.

Entwicklungsgenetik. Erforschung des Einflusses der Erbanlagen auf die Entwicklung. Das Genom (die Gesamtheit der Erbinformation) ist mit einem Text vergleichbar, der zu einem bestimmten Zeitpunkt gelesen wird und auf das, was vorher gelesen wurde, zurückgreift. Entwicklung beruht nicht linear-kausal auf einem genetischen Programm, sondern auf der Wechselwirkung zwischen Genaktivität, neuronaler Aktivität, Verhalten und Umwelt. Die Genaktivität variiert im Verlauf der Entwicklung.

Entwicklungsmodelle. Modelle sind Versuche, eine komplexe Wirklichkeit darzustellen. Sie können die Wirklichkeit mehr oder weniger richtig, mehr oder weniger vollständig darstellen; es bleiben immer Lücken. Modelle sind fruchtbar, wenn sie ein angemessenes Verständnis der Wirklichkeit ermöglichen, wenn aus oder mit ihnen Vor-

hersagen oder Einflussnahmen abgeleitet werden können.

Es gibt unterschiedliche Modelle, mit denen spezifische Sichten auf Veränderungen und Stabilitäten in der Entwicklung möglich sind: Entwicklung als quantitatives Wachstum, Entwicklung als qualitative Veränderung (z. B. als Differenzierung und Integration, als Stufenfolge, als Abfolge von Phasen, als Überschichtung).

Werden die Einflussfaktoren in die Modellbildung einbezogen, sind Reifungsmodelle von Modellen der Interaktion von Anlagen und Umwelteinflüssen zu unterscheiden. Ein spezifisches Modell ist hierbei das *aktionale Entwicklungsmodell* mit der Annahme, dass Menschen einen aktiv gestaltenden Einfluss auf ihre eigene Entwicklung nehmen, indem sie Ziele und Anliegen verfolgen, sich ihre eigene Lebensumwelt aussuchen und gestalten.

Systemische Entwicklungsmodelle (→ Systemtheorie) differenzieren die Faktoren Anlage, Umwelt, die sich entwickelnde Person sowie die Möglichkeiten ihres Zusammenspiels weiter auf. So sind z. B. bezüglich der Entwicklungsumwelt eines Kindes viele Personen und deren Beziehungen untereinander, Institutionen und Settings wie Schulen und Peergruppen, Medien und relevante gesellschaftliche Verhältnisse mit Ressourcen und Restriktionen von Bedeutung. Grundsätzlich haben alle Elemente des → Systems Bezüge zueinander. Es ist Aufgabe der Modellbildung, einflussreiche Bezüge zu ermitteln und das grundsätzlich offene System in Ausschnitten darzustellen, die individuelle und differentielle Entwicklungen erklären und Ansatzpunkte für förderliches und präventives Handeln bieten.

Entwicklungsnische. Der Teil des Ökosystems, der menschliche Entwicklung in der Kindheit und Jugend ermöglicht und sicherstellt. Man kennzeichnet die Entwicklungsnische durch das Setting, die Erziehungspraktiken und die intuitiven Erziehungstheorien der Sozialisatoren.

Entwicklungsnormen. Empirisch ermittelte Altersangaben für bestimmte Entwicklungsmerkmale wie Intelligenz, Motorik, Sprache und Sozialverhalten. Die mit Entwicklungstests gewonnenen Normen reichen nur bis etwa zum 16. Lebensjahr, weil Entwicklungsveränderungen im weiteren Lebensverlauf nicht mehr allgemein, sondern differentiell sind, weshalb Jahrgangsnormen keine brauchbare Orientierung liefern. Entwicklungsnormen beziehen sich aber auch auf Entwicklungsstrukturen (→ Entwicklungsdiagnostik), → Entwicklungsaufgaben, Entwicklungsübergänge und -krisen in einzelnen Lebensabschnitten wie Einschulung, Schulabschlüsse, Aufnahme und Ende der Berufstätigkeit, Partnerschaft, Elternschaft und deren adäquate → Bewältigung.

Entwicklungsskalen. Einzelne Leistungen und Merkmale werden mit Entwicklungsskalen erfasst, deren Items die wichtigen Entwicklungsveränderungen repräsentieren. Dabei sind altersnormierte Skalen von der Erfassung von Strukturniveaus zu unterscheiden (→ Entwicklungsdiagnostik). Die Altersnormierung der Entwicklungsskalen muss bei historischen Veränderungen jeweils neu vorgenommen werden, etwa bei vielen Wissensdimensionen und bei Sprachtests. Für spezifische Subpopulationen (z. B. Migranten aus anderen Sprach- und Kulturräumen, Behinderte oder

Hochbegabte) sollten die Skalen differenziert angelegt und zusätzlich zur allgemeinen Normierung spezifische statistische Normen für die jeweilige Subpopulation enthalten. Die psychometrischen Gütekriterien sind neben Objektivität der Messung Reliabilität und → Validität.

Werden Strukturniveaus (Stufen oder Stadien) erfasst, sind diese Niveaus in den Testitems abzubilden. Die Skalen dienen dann nicht nur der Diagnostik des erreichten Entwicklungsniveaus, sondern auch der Überprüfung entwicklungs-theoretischer Hypothesen, etwa der These Piagets, dass ein neues Strukturniveau in verschiedenen Domänen zur gleichen Zeit erreicht wird und dass Regressionen auf ein früheres Stadium kaum vorkommen, weil mit dem höheren Strukturniveau Widersprüchlichkeiten überwunden und vermieden werden, die auf dem vorhergehenden als solche erkannt, aber noch nicht gelöst wurden.

Entwicklungsstörungen. Darunter werden im → ICD-10 unter F 80–F 89 die Beeinträchtigungen zusammengefasst, die drei Merkmale aufweisen: (1) einen Beginn, der im Kleinkindalter oder in der Kindheit liegt; (2) eine Einschränkung oder Verzögerung in der Entwicklung von Funktionen, die eng mit der biologischen Reifung des Zentralnervensystems verknüpft sind; (3) einen stetigen Verlauf, der nicht die für viele psychischen Störungen typischen Remissionen und Rezidive zeigt. Der Terminus Entwicklungsstörungen wird darüber hinaus oft für eine Vielfalt von Störungen verwendet, die in Kindheit und Jugend auftreten. Für das Erwachsenenalter verwendet man den Terminus kaum.

Erblichkeitskoeffizient. Der Erblichkeitskoeffizient gibt den Anteil der genetisch bedingten Varianz eines Merkmals an der ermittelten Gesamtvarianz dieses Merkmals in der untersuchten Population an. Er kann zwischen 0 und 1.0 variieren. Ein Erblichkeitskoeffizient von .50 besagt, dass 50 % der beobachteten Varianz in dieser Population auf genetische Unterschiede zurückgehen, aber nicht, dass die Merkmalsausprägung bei einzelnen Individuen zu 50 % genetisch bedingt sei. Der Erblichkeitskoeffizient für ein Merkmal wird umso geringer werden, je größer die Unterschiede der relevanten Umweltbedingungen in der untersuchten Population werden. Würde die gesamte Population in denselben Umweltbedingungen leben, würde der Erblichkeitskoeffizient auf 1.0 steigen, weil alle Unterschiede – von Messfehlern abgesehen – auf genetische Unterschiede zurückgeführt werden müssten.

Erhebungsmethoden. Wie in der Psychologie generell werden auch in der Entwicklungspsychologie die theoriengeleitete Verhaltensbeobachtung, Fragebögen, Leistungstests und standardisierte bzw. semistrukturierte Interviews verwendet. In der frühen Kindheit sind die wichtigsten Erhebungsmethoden die Erfassung des orientierenden Reflexes und der darauffolgenden Habituation, die Präferenzreaktion bei Darbietung zweier (visueller oder akustischer) Reizmuster und Bewegungsmessungen (z. B. Blickbewegung beim Abtasten eines Reizmusters, Führen der Greifbewegung nach einem bewegten Objekt). In den ersten Lebenswochen steht als Indikator das Saugverhalten zur Verfügung.

Bei theoriengeleiteter Beobachtung bevorzugt man standardisierte Situationen (z. B. den

Fremde-Situations-Test zur Erfassung des Bindungsverhaltens oder kontrollierte Darbietungen zur Erfassung der Objektpermanenz), analysiert aber auch (videographierte) freie Situationen, wie beim Spielverhalten und beim Verhalten in der Peergruppe sowie generell beim Sozialverhalten im natürlichen Umfeld. Solche Beobachtungen werden heute nicht mehr ohne videographierte Dokumentationen durchgeführt, die danach theoriengeleitet auswertbar sind. Von Bedeutung für die emotionale und motivationale Entwicklung ist die standardisierte Analyse des emotionalen Ausdrucks (z. B. ab wann er in Abwesenheit von sozialen Partnern ausbleibt).

Aufgabenstellungen zur Ermittlung des Entwicklungsstandes erfolgen entweder innerhalb vorgegebener Situationen (z. B. Theory of Mind) oder in Form von Leistungstests; bei diesen kann man unterscheiden zwischen Intelligenz- und Fähigkeitstests (z. B. für musikalische Fähigkeiten), Entwicklungstests (für das generelle Entwicklungsniveau) und Leistungstests (v. a. für schulbezogene Leistungen).

Befragungen existieren in Form von Exploration (offene Befragung nach dem Lebenslauf), standardisierten und semistrukturierten Interviews sowie Fragebögen, die entweder bereits standardisiert sind oder bei neuen Fragestellungen speziell entwickelt werden. Dabei richten sich die Items auf die Gesamtpersönlichkeit, auf Teilkomponenten der Persönlichkeit (z. B. Selbstkonzept, Körperkonzept, Motivation), auf Entwicklungsaufgaben und -ziele oder auf kritische Lebensereignisse. Zur raschen Erfassung von Entwicklungsniveaus bzw. -störungen nutzt man Screeningverfahren, die ebenfalls meist standardisiert sind. Als fruchtbar hat sich die Bearbeitung von Dilemmata erwiesen (z. B. für die Einschätzung des Niveaus der Perspektivenübernahme,

des moralischen Urteilens und des dialektischen Denkens).

Spezielle Verfahren, die heute eine wichtige Rolle in der Entwicklungspsychologie spielen, sind bildgebende Verfahren zur Erfassung des neurologischen Status im Gehirn (z. B. EEG, Magnet-Resonanz-Tomographie, Transcraniale Doppler-Sonographie, Positronen-Emissions-Tomographie), Messung des Hormonspiegels (z. B. Cortisol im Speichel, Melatonin, Östrogen und Testosteron), Reaktionszeitmessungen sowie Hautwiderstandsmessungen und Pulsfrequenz.

Schließlich liefert die Analyse von Produkten oder Werken, wie Zeichnungen, Erfindungen (Jugend forscht), Hochleistungen (Jugend musiziert) und literarischen Produkten, Information, die auf andere Weise nicht erhalten werden kann.

Erkundung. Siehe Exploration.

Erziehung. Einwirkung von Eltern und Pädagogen auf Kinder und Jugendliche in der Absicht, deren Entwicklung auf spezifische Ziele hin zu steuern. Was dabei angestrebt wird, liegt in der Entscheidungsmacht der Erzieher. Absichtsvolle Versuche, bei anderen Menschen Entwicklungen zu bestimmten Zielen zu erreichen, gibt es selbstverständlich auch in vielen anderen sozialen Beziehungen. Auch Versuche der Kinder und Jugendlichen, Eltern und Pädagogen zu erziehen, dürfen nicht übersehen werden.

Erziehungsziele sind nicht in erster Linie Wissen und Kompetenzen, sondern Werthaltungen, Normorientierungen, Einstellungen und andere Persönlichkeitsmerkmale. Aber Wissen und Kompetenzen können erforderlich sein, die Ent-

wicklungsziele zu erreichen und deren Umsetzung in Handeln zu ermöglichen. Die moralische Erziehung mag primär das Ziel haben, die Akzeptanz bestimmter moralischer Normen zu erreichen. Deren Umsetzung in Handeln mag jedoch Kompetenzen der Selbstkontrolle bei Versuchungen zur Übertretung oder Kompetenzen der Normbegründung gegenüber Andersdenkenden erfordern, die dann ebenfalls erzieherisch vermittelt werden können. Wenn das Erziehungsziel das eigenverantwortliche Treffen von Entscheidungen in Normendilemmata ist, müssen Kompetenzen der Reflexion und des Diskurses über solche Dilemmata vermittelt werden. Wenn das Erziehungsziel ein positives Leistungselbstbild ist, sind Kompetenzen zum Erzielen guter Leistungen gefragt.

Erziehung ist ein Sonderfall der → Sozialisation, womit alle Einflüsse auf die Persönlichkeitsentwicklung gemeint sind, auch solche, die nicht absichtsvoll ausgeübt werden. In der Forschung sind neben Erziehungszielen auch Erziehungsstile und erzieherische Kompetenzen als einflussreich nachgewiesen.

Ethnozentrismus. Die Erkenntnishaltung, das eigene Volk und die eigene Kultur als Maßstab für die Beurteilung anderer Völker und Kulturen zu verwenden. Man spricht von Ethnozentrismus bei Vorurteilen und negativen Stereotypen über andere Ethnien. Ethnozentrische Wertungen führen oft zu sozialen Diskriminierungen. Auch der Eurozentrismus und „West-Zentrismus“ werden als Ausdruck von Ethnozentrismus diskutiert.

Evaluation. Evaluiert wird die Wirksamkeit von Maßnahmen der Entwicklungsförderung oder der

Prävention von Entwicklungsstörungen. Hierfür sind Untersuchungspläne erforderlich, mit denen sichergestellt wird, dass die beobachteten Effekte auf die Maßnahmen und nicht auf andere Einflüsse zurückzuführen sind, z. B. auf Reifung oder günstige Kontexteinflüsse. Erforderlich ist zumindest eine Interventionsgruppe (IG) und eine in Bezug auf relevante Variablen parallelisierte Kontrollgruppe (KG). Es sollte auch sichergestellt werden, dass die KG nicht indirekt von den Maßnahmen profitiert, etwa durch Kontakte mit Mitgliedern der IG.

Üblicherweise gibt es mindestens drei Messzeitpunkte: (1) einen Prä-Test vor Beginn der Maßnahme, mit dem auch kontrolliert wird, dass die Ausgangswerte von IG und KG gleich sind; (2) einen Post-Test bald nach Beendigung der Maßnahme und (3) eine Follow-up-Messung einige Zeit später, um die Stabilität der Effekte, evtl. auch ihre spontane Weiterentwicklung, zu prüfen, auch um zu prüfen, ob ein erzielter Entwicklungsvorsprung der IG erhalten bleibt und die KG nicht spontan aufholt.

Neben dieser Prüfung der Gesamtwirksamkeit (*summative Evaluation*), gibt es eine *formative Evaluation* mit dem Ziel, die Maßnahme und ihre Durchführung auf der Grundlage der empirischen Erprobung von Varianten der Konzeption, der Vermittlungsverfahren und des Trainings von Personen, die das Programm durchführen sollen, zu optimieren. In *Metaevaluationen* werden möglichst viele Evaluationen der gleichen Maßnahme zusammengefasst. Dies erlaubt eine Aussage darüber, wie wirksam sie generell ist und ob ihre Wirksamkeit moderiert wird (→ Moderator-effekte), z. B. durch Merkmale der Adressaten (etwa der Freiwilligkeit der Teilnahme oder der Motivation, → Compliance), durch Merkmale ihres Umfeldes (etwa der Bildung der Eltern),

durch unterschiedliche Formen der Realisierung (etwa Einbezug der Eltern oder nicht), oder ob die Wirkungen mehr auf die Kompetenzen der Vermittler als auf das inhaltliche Programm der Maßnahme zurückzuführen sind.

Evolutionspsychologie. Die von Darwin eingeführte Anwendung der Evolutionstheorie auf menschliches Erleben und Verhalten. Die Prinzipien der genetischen Variation und der natürlichen Selektion werden auf die Individualentwicklung des Menschen angewandt und herangezogen zur Erklärung psychischer Phänomene des Erlebens und Verhaltens (z. B. emotionaler Ausdruck, Erklärung der Schlangenfurcht, Geschlechtertrennung bis zur Pubertät, Klammereffekt bei Babys).

Expertise. Spezialisiertes, aber tiefes → Wissen in spezifischen Bereichen (Domänen). Für Expertisen mit Hochleistung scheint die 10-Jahres-Regel zu gelten (man benötigt ca. 10 Jahre, um in einer Domäne zum Experten zu werden). Das Konzept der Expertise ersetzt bis zu einem gewissen Grad das Konzept der → Begabung, da die entscheidende Bedingung in einer intensiven langfristigen Beschäftigung mit den Gegenständen des Bereichs zu suchen ist (→ Deliberate Practice). Die Entwicklung des Kindes, das als universeller Novize anzusehen ist, besteht unter dieser Perspektive in einem Aufbau von Expertisen, selbst bis zum Niveau von Erwachsenen. In manchen Fällen sind Kinder Experten und Erwachsene Novizen (z. B. bei der Beherrschung eines Musikinstruments, bei sportlichen Hochleistungen oder bei Computer-Wissen).

Exploration, Erkundung. Ein in der frühen Kindheit einsetzendes Verhalten, das der Erforschung der Umwelt dient und für die kognitive Entwicklung daher zentrale Bedeutung besitzt. Sicher gebundene Kinder zeigen mehr explorative Aktivitäten als andere (→ Bindungstheorie, → Neugierverhalten). Exploration wechselt häufig in Als-ob-Spiel über, wenn die Situation oder der Gegenstand nichts Neues mehr bietet.

Fähigkeiten. Merkmale der → Persönlichkeit, die relativ stabil sind und als innere Ursachen für Verhalten, Ausdruck und Leistung angesehen werden. Unter Leistungsaspekten lassen sich Fähigkeiten bestimmten → Domänen zuordnen und gelten dort als das Resultat von Lernprozessen. Während man früher Fähigkeiten stärker als angeborene Merkmale ansah, werden sie heute als Produkt der Wechselwirkung von genetischen Voraussetzungen, Umweltbedingungen und eigener konstruktiver Aktivität gesehen.

Faktorenanalyse. Ein mathematisches Verfahren zur Reduktion einer Korrelationsmatrix. Die Faktorenanalyse ordnet die durch Korrelationen ermittelten Ähnlichkeiten zwischen Variablen und gruppiert sie nach Faktoren, auf denen bestimmte Variablen hoch, die übrigen jedoch niedrig laden. Auf diese Weise erhält man eine „Faktorenstruktur“, die aber nur eine statistische Struktur über Gruppen darstellt (Beispiele von Faktorenanalysen anderer Art, wie über eine Wertematrix einzelner Individuen, kommen ebenso wie andere Möglichkeiten der Faktorenanalysen in diesem Band nicht vor). Wenn sich die Anzahl der Faktoren und ihre Ladungen im Laufe der Entwicklung nicht ändern, dann besteht Strukturstabilität, wo-

bei „Struktur“ die oben beschriebene eingengte Bedeutung hat. Strukturstabilität dieser Art findet man von etwa 10 Jahren an bei der Intelligenz und bei der Persönlichkeitsentwicklung (erfasst durch die → Big Five).

Familie. Im engeren Sinn biologisch-soziale Gruppe von Eltern mit ihren ledigen, leiblichen und/oder adoptierten Kindern. Die *Kernfamilie* umfasst nur zwei Generationen, die *Großfamilie* drei oder vier Generationen (und in anderen Kulturen auch nähere Verwandte). Familien sind offene, sich entwickelnde und sich partiell selbst regulierende → Systeme mit Bezügen zwischen ihren Elementen und Teilsystemen und anderen Systemen (andere Familien, Nachbarn, Schulen, Berufswelt, Rechts- und Wirtschaftsordnung, kulturelle Wert- und Normsysteme).

Ihre Entwicklung ist im Kontext materieller und sozialer → Ressourcen und Restriktionen, einschließlich Aufgaben und Anforderungen (→ Entwicklungsaufgaben), zu sehen. Familiäre Lebensformen zeigen gegenwärtig eine Pluralisierung, wobei die traditionelle Kernfamilie nur eine von mehreren Möglichkeiten darstellt. Eine relativ häufige Form bilden *Patchwork-Familien*, bei der Partner nach Ehescheidung und Auflösung der bisherigen Familie neue Partnerschaften eingehen und Kinder aus erster Ehe (oder nachfolgenden Ehen) mit in die neue Lebensgemeinschaft bringen.

Forschungsdesigns. Das einfachste Forschungsdesign zur Erfassung von Entwicklungsveränderungen ist das *Vorher-Nachher-Design* (Minimalforderung: Versuchs- und Kontrollgruppe), bei dem geprüft wird, ob ein Treatment (z. B. eine

entwicklungsfördernde Maßnahme) wirksam war. Die → Längsschnittuntersuchung benötigt demgegenüber eine größere Anzahl von Messwiederholungen. Die → Querschnittuntersuchung, die verschiedene Altersstufen (und damit → Kohorten) zum gleichen Zeitpunkt erfasst, kann nur dann zu validen Ergebnissen führen, wenn die gefundenen Entwicklungsunterschiede generell (nomothetisch) und nicht differentiell gelten. Zu den Vor- und Nachteilen beider Designs siehe unter den beiden Stichwörtern. Das *Kohorten-Sequenz-Design* verbindet beide Verfahren und fängt bei mehrfacher Wiederholung systematische Fehler auf. *Follow-up-Studien* verfolgen ein Entwicklungsergebnis oder Fördermaßnahmen durch eine oder mehrere Erhebungen nach einem längeren Zeitraum. Eine Sonderstellung nimmt das *Single-Subjekt-Design* ein, bei dem nur eine Versuchsperson, dafür aber zu sehr vielen Zeitpunkten untersucht wird. Ein verallgemeinerbarer Erkenntnisgewinn ergibt sich nur dann, wenn die Befunde Hinweise auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten von Entwicklung liefern, die dann gezielter geprüft werden können. Retrospektive Untersuchungen, die Probanden in der Rückschau über vergangene Ereignisse und Erfahrungen befragen, sind problematisch, sofern sie auf tatsächliche Ereignisse abzielen, hingegen interessant, wenn sie die integrativen Konstruktionsleistungen der Einzelnen erfassen, die ihr Leben in der Rückschau zu einem stimmigen Ganzen gestalten.

In der Erforschung der kindlichen Entwicklung spielt nach wie vor das *experimentelle Forschungsdesign* eine Hauptrolle. Hier wird unter Kontrolle aller erfassbaren Variablen nur eine variiert, um zu prüfen, ob der theoretisch zu erwartende Entwicklungseffekt tatsächlich auf die angenommene Wirkgröße zurückzuführen ist. Der Hauptnach-

teil dieser Form des Experimentes liegt in der geringen ökologischen Validität (Geltung im realen Leben), was man durch sog. ökologische Experimente, die in der sozialen Realität möglichst wirklichkeitsnah und zugleich kontrolliert konzipiert werden, auffangen kann.

In besonderen historischen Situationen lässt sich das Weltgeschehen oder die Ereignisfolge in einem bestimmten Land als „natürliches“ Experiment auffassen, das so aus ethischen Gründen nicht im Labor konzipiert werden könnte. Beispiele für solche natürlichen Experimente sind die Große Depression (begleitet durch die Berkeley-Längsschnittstudie), die Oktoberrevolution 1917 in Russland (deren Wirkung von Luria und Wygotski in den zuvor weitgehend analphabetischen Regionen Usbekistan und Kirgisien untersucht wurde) und die Wiedervereinigung in Deutschland 1990 (mit zahlreichen Untersuchungen in beiden Teilen Deutschlands).

Freundschaft. Kurze oder lang anhaltende spezifische soziale Beziehung zwischen zwei Personen. Das Freundschaftsverständnis wandelt sich im Laufe der Entwicklung von Freundschaften aus aktuellen gleichzeitigen freundlichen Beziehungen (Austausch von Geschenken) über zusätzlich zeitverschobene Beziehungen (Hilfe dann geben, wenn sie benötigt wird) hin zur Intimität des wechselseitigen Sichanvertrauens. Generell verläuft der Wandel von Oberflächenmerkmalen zu Tiefenmerkmalen. Auch im Erwachsenenalter sind Freundschaften ein bedeutendes stabilisierendes Moment für die Persönlichkeit.

Gedächtnis. Die Fähigkeit, Information zu speichern und zu nutzen. Wiedererkennen (von

Geburt an vorhanden) identifiziert externe Reizmuster mit zuvor gespeicherten Mustern, Reproduzieren (tritt ab dem zweiten Lebensjahr auf) vermag gespeicherte Information ohne externe Hilfen abzurufen und zu produzieren. Bezüglich der Dauer des Behaltenen unterscheidet man zwischen *Ultrakurzzeit-* (Bruchteile von Sekunden), *Kurzzeit-* (Sekunden bis Minuten) und *Langzeitgedächtnis* (zeitlich unbegrenzt). Beim Langzeitgedächtnis unterscheidet man das *deklarative* (bewusst verfügbare Information) und das *non-deklarative Gedächtnis* (nicht bewusst verfügbares prozedurales Wissen, das mit der Nutzung von Strategien und dem Einsatz von Fertigkeiten zu tun hat; → Lernen, → Priming). Das deklarative Gedächtnis gliedert sich in das *episodische* (Speicherung von Erfahrungen) und das *semantische Gedächtnis* (fachlich und logisch gegliederte Wissensinhalte). Das *autobiographische Gedächtnis* ist Teil des episodischen Gedächtnisses, in dem Erinnerungen mit starkem Selbstbezug repräsentiert sind. Während das deklarative Gedächtnis auch als explizites Gedächtnis bezeichnet wird, ist das *implizite Gedächtnis* (nicht bewusstseinszugänglich) nicht identisch mit dem non-deklarativen Gedächtnis, sondern wird für bestimmte Leistungen, wie die richtige Verwendung der Sprachregeln, benötigt. Weiter werden Gedächtniskapazität (Umfang des verfügbaren Speichers) und Gedächtnisstrategien (für das Einprägen und das Abrufen aus dem Speicher) unterschieden. Das *Metagedächtnis* bezieht sich auf das Wissen über das Gedächtnis; dabei unterscheidet man ein *deklaratives* (verfügbares, mitteilbares Wissen über Gedächtnisvorgänge) und ein *prozedurales Metagedächtnis* (Fähigkeit zur Kontrolle und Regulierung gedächtnisbezogener Aktivitäten). Das Gedächtnis ist also keine einheitliche Funktion, sondern besteht aus vielen „Gedächtnissen“,

deren Leistungsfähigkeit auch intraindividuell sehr unterschiedlich sein kann.

Gene. Beim Menschen die Segmente auf den 23 Chromosomenpaaren, die die Erbinformation in Form von DNA enthalten. Jedes Gen auf den 22 homologen Chromosomenpaaren hat zwei parallele Allele, eines von der Mutter, eines vom Vater (beim Mann ist ein Paar nicht homolog, das X- und das Y-Chromosom). Das menschliche Genom (die gesamte Erbinformation) schätzt man heute auf 35.000–40.000 Gene (etwa so viel wie bei einer Graspflanze). 98,5 % der Gene haben wir mit unseren nächsten Verwandten, den Schimpansen, gemeinsam. Die Menschen unterscheiden sich untereinander praktisch nicht hinsichtlich der Gene (99,9 % sind gemeinsam), sondern nur hinsichtlich der Allele. Aufgrund der großen Ähnlichkeit zwischen verschiedenen menschlichen Populationen gibt es entgegen der Alltagsmeinung keine verschiedenen menschlichen Rassen.

Habituationparadigma. Man gibt Kindern in einem ersten Schritt die Möglichkeit, ein „Objekt“ (z. B. Spieltier oder ein Bild davon) durch Betrachten oder Manipulieren zu erkunden, bis ihr Interesse daran absinkt, was als Indikator für Habituation gilt. Im zweiten Schritt gibt man ihnen anschließend entweder wieder dasselbe Objekt oder ein anderes, das in verschiedener Hinsicht mehr oder weniger verschieden ist, oder beide Objekte gleichzeitig (zur Auswahl) zum Betrachten oder Manipulieren. Meist wird das neue Objekt länger betrachtet oder ausgewählt. Das Paradigma ermöglicht schon bei Kindern im vor-sprachlichen Alter festzustellen, was sie als ähn-

lich oder verschieden sehen. Ein interessanter Befund ist, dass schon sehr früh Kategorien gebildet werden. Wenn im zweiten Schritt das neue Objekt wieder ein Tier ist, wird es weniger lange die Aufmerksamkeit binden als ein Objekt aus einer anderen Kategorie (z. B. ein Fahrzeug oder eine Frucht). So lässt sich ermitteln, über welche Kategorien Kinder wann verfügen.

Handlung. Verhalten, das willentlich und zielorientiert ausgeführt wird. Verhalten kann auch durch Bedingungen determiniert sein, über die das Subjekt zumindest in der aktuellen Situation keine Kontrolle hat: externe Bedingungen wie Naturgewalten, interne wie Unvermögen oder psychopathologische Störungen. Für ihre Handlungen sind Menschen verantwortlich und verantwortlich zu machen, für determiniertes Verhalten nicht. Die Verantwortlichkeit ist auszuschließen, wenn Menschen nicht hätten anders handeln können. Die Verantwortlichkeit für Handlungsfolgen ist auszuschließen, wenn die Folgen nicht vorhersehbar waren. Die Ausweitung der Handlungsfähigkeit ist ein wichtiges Entwicklungs- und Erziehungsziel, ebenso die Förderung des Bewusstseins, entscheidungs- und handlungsfähig zu sein, das sich in internalen Kontrollüberzeugungen (→ Kontrolle) und erlebter Selbstwirksamkeit niederschlägt.

Heretabilität. Vererbbarkeit von Merkmalen. Sie wird ermittelt durch Beobachtung von Erb- gängen über Generationen, Familienforschung Zwillingsforschung, Adoptivforschung und Genforschung.

ICD-10. Internationale Klassifikation der Krankheiten (International Classification of Diseases), zehnte Revision; sie wird von der Weltgesundheitsorganisation herausgegeben und umfasst auch die psychischen Störungen (in Kapitel V).

Identität. Psychologisch ist persönliche Identität die einzigartige Kombination persönlicher Merkmale, deren man sich selbst bewusst ist und mit der man sich selbst anderen darstellen kann. Dieses Bild von der eigenen Identität wird auch davon beeinflusst, wie andere einen wahrnehmen. Selbsterkenntnis und Selbstgestaltung formen die Identität (Wer bin ich? Was will ich?).

Marcia unterscheidet vier Formen des Identitätsstatus: übernommene Identität (unreflektierte Festlegung auf von anderen vorgegebene Ziele und Lebenspläne), diffuse Identität (keine Festlegung auf Ziele und Wertpositionen), Moratorium (Auseinandersetzung mit Zielen und Werten, aber ohne Festlegung) und erarbeitete Identität (Übernahme von Verpflichtung für selbst gewählte und erarbeitete Ziele und Wertpositionen). Bei der *Patchwork-Identität* stehen Ziele, Wertvorstellungen und Gewohnheiten unverbunden nebeneinander, so dass kein einheitlicher Identitätskern aufgebaut wird. *Geschlechtsidentität* bildet den Anteil der Identität, der die Selbstwahrnehmung und Selbstdefinition der Geschlechtsrolle und deren Integration in die Gesamtidentität umfasst. Die *kulturelle Identität* definiert die Zugehörigkeit zu und Orientierung an der Kultur, in der man aufwächst (→ Enkulturation), was bei Migranten und beruflich erforderlichen Auslandsaufenthalten zu Konflikten zwischen ursprünglicher und neu geforderter kultureller Identität führt (→ Akkulturation). *Soziale Identität* ist die Identifikation mit sozialen Gruppen und sozialen

Systemen (Familie, Freundschaften, Cliques, Berufsgruppen, Altersgruppen, Volksgruppen, Religionsgemeinschaften, Schichten u. v. a. m), jeweils in Abhebung zu Außengruppen.

Information. Unsere Informationen stammen aus vielen Quellen, etwa aus Sinneswahrnehmungen der gegenständlichen Welt (→ Wahrnehmung), aus der sozialen Kommunikation mit verbalen, paraverbalen und nonverbalen Inhalten (Kommunikation), aus dem Gedächtnis abgerufenen Inhalten als Vorstellungen, als sprachlich gefasstes Wissen, als Wiedererkennen und als Ergebnis von Denken. Die Verarbeitung von Information erfolgt bereits bei der Wahrnehmung und im Arbeits- bzw. Kurzzeitgedächtnis; sie wird auf höherer hierarchischer Ebene als → Denken bezeichnet. Zentral für die Psychologie der Information ist die Vorstellung, dass für kognitive Prozesse zu jedem gegebenen Zeitpunkt nur eine begrenzte Kapazität zur Verfügung steht. Die Erhöhung der Geschwindigkeit, mit der Basisprozesse ausgeführt werden, ist ein generelles Entwicklungsphänomen. Die Verarbeitungsgeschwindigkeit steigt am schnellsten in der Kindheit, nimmt aber noch bis ins Jugendalter zu. Im Laufe der Entwicklung nimmt mit zunehmender Effizienz der Informationsverarbeitung die Größe des benötigten Operationsraumes ab.

Integration. Entwicklungspsychologisch bezieht sich Integration auf Prozesse der Koordination und Hierarchisierung bei sich ausdifferenzierenden Leistungen (Fähigkeiten und Fertigkeiten). Sie bildet das Gegenstück zur → Differenzierung. Ein Beispiel bietet die Entwicklung des gezielten Greifens im ersten Lebensjahr vom Grapschen zur

integrierten Koordination der Einzelmuskel des Armes und der Hand beim Anfassen eines Gegenstandes.

Intelligenz. Sammelbezeichnung für verschiedenartige kognitive Leistungsfähigkeiten, die mit Tests gemessen werden. Insofern repräsentieren die Inhalte der Tests, was sich Testautoren unter Intelligenz vorstellen. Um empirisch herauszufinden, was die so gemessene Intelligenz bedeutet, sucht man nach Leistungen, die mit den Testergebnissen hoch korreliert sind. Intelligenz ist ein brauchbarer Prädiktor für viele Leistungen und Lernfortschritte in neuen Problemsituationen und Stoffgebieten. Mit der Zunahme von Wissen und → Expertise in spezifischen → Domänen sinkt die Korrelation zwischen Leistungen und Intelligenz; das Vorwissen ist dann der bessere Prädiktor. Das triarchische Intelligenzmodell erfasst analytische, kreative und praktische Fähigkeiten. Die Positionsstabilität der Intelligenz (→ Stabilität) ist schon von der Kindheit an hoch, wenn keine signifikanten Änderungen im Anregungs- und Anforderungsgehalt der Entwicklungsumwelt eintreten.

Das Faktum, dass alle gemessenen Teilleistungen der Intelligenz miteinander korrelieren, wird durch einen Generalfaktor der Intelligenz (g-Faktor) erklärt. Da der Anteil des g-Faktors mit zunehmendem Alter in der Kindheit abnimmt, erklärte man dies durch Ausdifferenzierung von Einzelleistungen (Differenzierungshypothese). Dieser Effekt ist jedoch auf Eigenschaften der Stichproben zurückzuführen, da die Varianz bei jüngeren Kindern größer ist als bei älteren und damit die Korrelationen insgesamt ansteigen, was zu einem höheren g-Faktor führt. Anders verhält es sich mit dem Erwerb von be-

reichsspezifischer → Expertise. Hier wird ein bestimmter Leistungsbereich durch intensives Lernen bzw. Üben gefördert und differenziert sich aus der generellen intellektuellen Leistungsfähigkeit aus.

Unterschiedliche Intelligenzfaktoren haben unterschiedliche Entwicklungsverläufe. Die *fluide Intelligenz* (die „Mechanik“ der Intelligenz: induktives und deduktives Denken, Raumvorstellung, Merkfähigkeit, Geschwindigkeit der Informationsverarbeitung) nimmt mit dem Alter früher und stärker ab als die *kristalline Intelligenz* (die „Pragmatik“ der Intelligenz: Wissen, sprachliche Differenziertheit), die bis ins höhere Alter erhalten bleibt und bei entsprechenden Aktivitäten zumindest bereichsspezifisch weiter wachsen kann. In den letzten 100 Jahren ist die gemessene Intelligenz weltweit durchschnittlich ständig angestiegen (Flynn-Effekt).

Interaktionismus. Grundposition, der zufolge Subjekt und Umwelt in Wechselwirkung zueinander stehen und sich wechselseitig beeinflussen. Der *symbolische Interaktionismus* (Mead) betont die Entstehung der → Identität als Folge der Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft im Medium der sozialen Interaktion. Der persönlichkeitspsychologische Interaktionismus unterscheidet zwischen *statistischem Interaktionismus* (Suche nach Varianzanteilen von Person und Situation, Unterscheidung von Haupteffekten und Interaktionseffekten), *differentialpsychologischem Situationismus* (nicht die Situation selbst, sondern ihre Deutung ist relevant), *kausalem Interaktionismus* (direkte Beeinflussung von Person und Situation) und *dynamischem Interaktionismus* (sowohl Deutung als auch Handlung regulieren die Wechselwir-

kung zwischen Person und Situation). Der dynamische Interaktionismus spielt auch für die Erklärung der Entwicklung im Jugendalter eine wichtige Rolle.

Interesse. Längerfristiger oder dauerhafter Bezug einer Person zu einem Gegenstand oder Gegenstandsbereich. Die kognitive Komponente des Interesses bezieht sich auf Wissensinhalte des Gegenstandsbereichs und deren Aneignung. Die affektive Komponente beinhaltet die Valenz (Wertigkeit) des Gegenstandsbereiches. Die Handlungskomponente kennzeichnet den Umgang mit dem Gegenstand, der entweder eigentliches Ziel des Interesses ist (z. B. ein begehrtes Sammelobjekt) oder Mittel zum Zweck (z. B. das Sammeln selbst, das Sammelobjekt wird Nebensache).

Internalisierung. Die Übernahme von Wertüberzeugungen, sozialen Normen, Kognitionen und Verhaltensweisen in der Weise, dass sie zum Bestandteil der eigenen psychischen Struktur oder des → Selbst werden. Bei Werten und Normen impliziert dies die eigene Verpflichtung zur Einhaltung.

Intervention. Siehe unter (sekundärer) Prävention.

Intuitive Theorien. Schon kleine Kinder haben Theorien über die Welt. Sie werden als intuitiv bezeichnet, weil sie sich ohne formale Bildung oder andere Formen der Unterrichtung entwickeln. Vielleicht wurzeln sie in biologisch

grundlegten Modulen. Intuitive Theorien gibt es beispielsweise für die Physik, die Biologie und die Psychologie (→ Theory of Mind). Außerdem werden alle wissenschaftlich unbelegten oder auch widerlegten „subjektiven“ Theorien vielfach als intuitiv bezeichnet.

Intuitives Elternverhalten. Erwachsene und ältere Kinder zeigen Säuglingen gegenüber ein entwicklungsstimulierendes und -förderliches Interaktionsverhalten. Diese intuitive Didaktik bezieht sich auf Prüfen und Regulieren des Wachheits- und Erregungszustandes, das Herstellen des visuellen Kontaktes, angemessene Stimulation und Unterstützung integrativer Prozesse (z. B. Zusammenführen multimodaler Erfahrung, kategoriale Integration sowie Zeigen und Benennen von Gegenständen).

Kausalität. Ursache-Wirkungs-Zusammenhang. In der Entwicklungspsychologie sind die Wirkursachen von Entwicklungsphänomenen (Veränderungen und Stabilitäten) zu erforschen. Da die Wirkursache ihrer Folge immer vorausgeht, ist der Nachweis einer zeitlichen Abfolge zwischen mutmaßlicher Ursache und ihren Entwicklungsfolgen nachzuweisen. Das ist in experimentellen → Forschungsdesigns durch die Manipulation der experimentellen Bedingung(en) und in → Längsschnittuntersuchungen etwa über die Effekte von Interventionsprogrammen möglich. Theoretische Ursachen-Wirkungs-Hypothesen versucht man korrelationsanalytisch aus dem Korrelationsbild zeitversetzt erhobener Variablen zu belegen („cross-lagged-panel-Analysen“). Für einen großen Teil entwicklungspsychologischer Ursachenhypothesen liegen allerdings nur Korre-

lationen zeitgleich erhobener Variablen vor. Ursachen und Wirkungen sind zwar korreliert, aber bei weitem nicht jede Korrelation bildet einen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang ab. Dennoch versucht man in regressionsanalytischen „Pfadanalysen“ einen Wirkungszusammenhang nachzuweisen.

In der Entwicklungspsychologie sind fast immer komplexe systemische Zusammenhänge gegeben. Erbanlagen und Entwicklungsumwelten wirken systemisch zusammen. Unterschiedliche Systemelemente und -ebenen der Entwicklungsumwelt wirken interaktiv zusammen, etwa hinsichtlich der Entwicklung der Kinder die Haltungen, Erziehungskompetenzen und das Verhalten der Eltern, die Beziehung zwischen den Eltern, ihre Beanspruchung im Beruf, die ökonomische und soziale Sicherheit der Familie, die Beziehungen und der Kontakt zu weiteren Personen (wie Großeltern und Peers), Institutionen wie die Schule, die kulturelle Makroebene (→ Systeme, → Systemtheorie). Da solche Systemelemente nicht nur additiv, sondern interaktiv zusammenwirken, ist die Art der Interaktion zu ermitteln. Wird z. B. die Wirkung einer Variablen durch eine andere mitbestimmt, etwa verstärkt oder vermindert oder in der Richtung umgekehrt, liegt ein Moderatoreffekt vor (→ Moderatorvariable).

Die Entwicklung des *Kausalitätsverständnisses* setzt so früh ein (im ersten Lebensjahr), dass man ein biologisch vorgeformtes Modul dafür annimmt, was einer modernen Version der kantischen Kategorie des Apriori entspricht. Dabei unterscheiden Kinder auch frühzeitig zwischen mechanischer Kausalität (anfangs nur, wenn sich zwei Körper beim Auslösen eines Effekts berühren) und durch einen Akteur verursachten Wirkungen. Letztere Art der Kausalität scheint so grundlegend für menschliche Deutungsmuster zu

sein, dass Naturereignisse in allen Kulturen bis hin zur Neuzeit als durch Akteure verursacht angesehen wurden.

Kognition. Sammelbegriff für alle Prozesse und Ergebnisse des Erkennens und der Informationsverarbeitung, wie → Wahrnehmung, → Repräsentation, → Denken, → Gedächtnis, → Wissen, Welt- und Selbsterkenntnis. *Soziale Kognition* hat eine spezifische Bedeutung: Sie umfasst sowohl das bleibende Wissen über psychische Vorgänge von Menschen und die Welt sozialer Geschehnisse als auch die aktuellen Prozesse des Verstehens von Menschen, sozialen Beziehungen, Gruppen und Institutionen. In der Entwicklungspsychologie hat die → Perspektivenübernahme, das Verstehen der Sichten, des Wissens, der Überzeugungen, der Bedürfnisse anderer Menschen, besondere Aufmerksamkeit gefunden.

Kohorte. Stichprobe aus einer Population, die einem bestimmten historischen Zeitabschnitt angehört. → Querschnittuntersuchungen arbeiten mit verschiedenen Kohorten, da die jeweils ältere Gruppe, als sie das Alter der erfassten jüngeren Gruppe hatte, in einem anderen historischen Kontext lebte.

Kompetenzen. Bündelungen von → Fähigkeiten und Fertigkeiten, die für bestimmte Anforderungsbereiche der Umwelt erforderlich sind. Man spricht von kognitiven, emotionalen und sozialen Kompetenzen, die sich für jeweils korrespondierende Bewältigungs- und Leistungsbereiche der Kultur entwickeln und daher kulturspezifisch sind. In den meisten Fällen wird wenig zwischen

Fähigkeiten und Kompetenzen getrennt, obwohl eine schärfere begriffliche Abgrenzung wünschenswert wäre. Für den Erwerb komplexer fachgebundener Kompetenzen ist Unterricht an Schulen eine notwendige Voraussetzung. Mit Hilfe von Schulleistungstests lassen sich schulische Kompetenzniveaus erfassen, die zwischen Schwierigkeitsgrad und individueller Fähigkeit trennen.

Konstruktivismus. Erkenntnistheoretisch die Position, dass alle Erkenntnis subjektive Konstruktionen darstellt, die keinen Schluss auf die Realität und auf ontologische Sachverhalte zulassen. In der Entwicklungspsychologie bezieht sich Konstruktivismus auf die individuelle Erkenntnis durch Konstruktionsprozesse, die sich in einer Abfolge von Stadien vollziehen. Entwicklung kann insgesamt als sukzessive Konstruktion verstanden werden und ist dann sachlich wie logisch eine Folge von Konstruktionsschritten. Menschliche Entwicklung vollzieht sich darüber hinaus als gemeinsame Konstruktion (Ko-Konstruktion) von Kind und kompetentem Partner (→ Zone nächster Entwicklung).

Kontrolle. Einfluss des Selbst auf seine Umwelt. *Primäre Kontrolle* zielt darauf ab, die Umwelt in Richtung auf die eigenen Wünschen zu beeinflussen („changing the world“), *sekundäre Kontrolle* bemüht sich darum, das Selbst in Einklang mit der Umwelt zu bringen („changing the self“). Beide Formen können wirklichkeitsbezogen oder illusionär sein und können sich als funktional oder dysfunktional erweisen. *Kontrollüberzeugung* bedeutet die subjektive Einschätzung, in welchem Ausmaß das Selbst Einfluss auf Ereignisse ausübt oder ob es ihnen hilflos ausgeliefert ist. Das Kont-

rollkonzept ist für die Entwicklungspsychologie ein fruchtbares und für alle Altersstufen genutztes Konzept.

Kreativität. Prozesse und Ergebnisse, die als neu und wertvoll eingeschätzt werden und vorübergehend oder dauernd zum Bestandteil der Kultur werden. Mit Kreativität verbindet man also einen Bewertungsmaßstab und Vergegenständlichungseffekte in der Kultur. Zur Kreativität gehören neben der Leistung des Individuums die Domäne, in der die kreative Leistung erbracht wurde (z. B. Naturwissenschaft, Kunst, Musik) und die durch → Expertise gekennzeichnet ist, sowie das Feld (Personen und Institutionen, die den Zugang zur Domäne überwachen). Kreativität in der Kindheit wird durch die Bemühung um das Ausfüllen von Wissenslücken evoziert, während Kreativität im Erwachsenenalter gewöhnlich erst durch langjährigen Erwerb von Expertise möglich wird.

Kritische Lebensereignisse. Belastende Ereignisse im menschlichen Lebenslauf, die Bewältigungsstrategien erfordern. Man unterscheidet *normative kritische Lebensereignisse*, die im Lebenslauf regelhaft eintreten und zugleich → Entwicklungsaufgaben sind, und *non-normative kritische Lebensereignisse*, die unerwartet eintreten und daher besonders belastend sind (z. B. Unfall, Krankheit, Tod eines Angehörigen). Bei der → Bewältigung kritischer Lebensereignisse lassen sich Phasen unterscheiden, die analog zu denen der generellen Stressbewältigung gesehen werden. Kritische Lebensereignisse haben nicht nur negative Auswirkungen, sondern steigern im Falle erfolgreicher Bewältigung Kompetenzen und Selbstwert.

Kultur. Der vom Menschen gemachte Anteil des Ökosystems. Kultur wird zum Bindeglied zwischen Mensch und Umwelt, denn diese ist immer gesellschaftlich geformte Umwelt, gegliedert in kulturelle Gegenstände, auf die sich Handeln bezieht und die in Form sozialer Verhaltensregeln und -richtlinien sowie als ideelle Objekte (z. B. wissenschaftliche Erkenntnisse, Kunst, Literatur und Musik) das Zusammenleben der Individuen bestimmen.

Längsschnittuntersuchung. Im Gegensatz zu → Querschnittuntersuchungen wird dieselbe Stichprobe zwei- oder mehrfach im Abstand von Monaten bis zu Jahrzehnten, also in unterschiedlichem Alter, untersucht. Auf diese Weise lassen sich intraindividuelle Entwicklungsveränderungen und Stabilitäten erfassen. Mit Längsschnittuntersuchungen lassen sich auch theoretisch interessante Hypothesen über den Zusammenhang zwischen verschiedenen Variablen in unterschiedlichem Alter prüfen, z. B. zwischen der Qualität der Bindung an Betreuungspersonen in früher Kindheit und der Leistungsfähigkeit im Schulalter oder zwischen Vernachlässigung im Kindesalter und späteren Verhaltens- und Persönlichkeitsproblemen.

Vor allem zwei methodische Probleme der Längsschnittuntersuchungen sind zu beachten: (1) Durch Ausscheiden von Personen aus der Stichprobe können sog. Selektionseffekte („selectives Drop-out“) auftreten. Wenn z. B. in einer Untersuchung über die Intelligenz im Alter die Leistungsschwächeren früher und vermehrt ausscheiden, geben die ermittelten Durchschnittswerte ein falsches Bild vom Verlauf der Intelligenzentwicklung, weil die Leistungsstärkeren den Durchschnittswert hoch halten, obwohl auch die-

se einen Leistungsabfall aufweisen. (2) Wiederholte Leistungsmessungen können den Altersverlauf beschönigt wiedergeben, weil Messungen einen Übungseffekt haben: Die Art der Aufgaben und Lösungen und Lösungsstrategien sind bei wiederholter Messung bekannt, weshalb die Aufgaben schneller gelöst werden (Testungseffekte).

Lebensraum. Ein (von Kurt Lewin eingeführtes) ökologisches Erklärungskonzept für menschliche Entwicklung. Der physikalische und soziale Raum wird zum Lebensraum durch die subjektive Bedeutung, die seine Komponenten erhalten. Planen und Handeln wird als Lokomotion im Lebensraum beschrieben.

Lebensspanne. Eine Rückübersetzung des deutschen Wortes „Lebenslauf“ aus dem englischen „life-span“ (und wie viele anderen Anglizismen in der Psychologie ein Tiefschlag für die deutsche Sprache).

Lernen. Allgemein: Verhaltensänderung durch Erfahrung und Übung. Wichtige und zugleich vielfach untersuchte Formen des Lernens sind: klassische Konditionierung (Koppelung eines neutralen Stimulus mit einem „unbedingten Reiz“, der mit einer Reaktion, z. B. einem Reflex, gekoppelt ist), operante Konditionierung (Koppelung einer Reaktion mit einem Verstärker, so dass die Wahrscheinlichkeit des Auftretens der Reaktion in gleichen oder ähnlichen Situationen steigt), motorisches Lernen (Erwerb motorischer Fertigkeiten durch Übung, z. B. Radfahren, Klavierspielen, Schreibmaschineschreiben), Wörter oder Zahlen erwerben, Erwerb von → Wissen (v. a. schuli-

schem Wissen), Erwerb von Strategien (prozedurales Wissen), Nachahmungslernen oder Modelllernen (Übernahme von Verhaltensweisen von Modellen, wobei die Reproduktion der beobachteten Verhaltensweise zeitverzögert auftreten kann).

Entwicklungspsychologisch wird Lernen erst dann interessant, wenn seine Ergebnisse erhalten bleiben (nachhaltiges Lernen). In vielen Fällen, vor allem beim Wissenserwerb, verwandelt sich das zunächst als Oberflächenstruktur Erworbene in eine Tiefenstruktur (→ Struktur). Der günstigste Zeitpunkt für Lernen im Entwicklungsverlauf liegt unmittelbar nach der Reifung der für das Lernen erforderlichen Funktionen. Die frühere scharfe Trennung von Lernen und → Reifung ist kaum aufrechtzuerhalten, da bei allen Lernvorgängen genetische Voraussetzungen notwendig sind und Reifungsvorgänge ohne Umweltanregung nicht in Gang kommen.

Lerntheorien. Eine Lerntheorie ist ein Satz (set) von deduktiv abgeleiteten Aussagen über Lernen mit dem Ziel, Lernprozesse zu erklären sowie Lernverläufe und -ergebnisse vorherzusagen. Historisch wurden als Erstes die *behavioristischen Lerntheorien* entwickelt, die nur Stimulus und Reaktion (Antwortverhalten) systematisch verbanden, ohne die dazwischen liegenden Prozesse (black box) erfassen zu wollen. Theorien des Nachahmungslernens konzentrierten sich ebenfalls auf Situation und Antwortverhalten. *Kognitive Lerntheorien* beschäftigen sich demgegenüber vor allem mit den mentalen Prozessen, die zwischen Reiz und Reaktion vermitteln, und versuchen sowohl die Leistung dieser Prozesse beim Lernen zu erklären als auch die Lernergebnisse in Form von kognitiven Strukturen zu beschreiben.

Entwicklungstheorien und Lerntheorien sind bislang wenig aufeinander bezogen. Es wäre vorteilhaft, beide Zugänge besser miteinander zu verbinden und dadurch nachhaltige Lernergebnisse als Entwicklungsstrukturen zu verstehen und umgekehrt Entwicklungsstrukturen durch Lernvorgänge zu erklären. Bis jetzt wissen wir immer noch nicht, wie langfristiges Lernen zu bleibenden Entwicklungsergebnissen führt.

Medien. Spielen im Leben von Kindern und Jugendlichen, aber auch in späteren Alterstufen und damit in der Entwicklung und Sozialisation inzwischen eine Rolle wie nie zuvor. Mit ihren Angeboten im Bereich der klassischen Medien (Fernsehen, Comics, Bücher, Hörmedien etc.) und der neueren Medien (Computer, Internet, Handy etc.) machen sie einen bedeutenden Teil der Sozialisationsumwelt und der Alltagsaktivitäten von Heranwachsenden aus. Kinder werden nicht nur von vornherein mit Medien konfrontiert, sondern verfügen häufig auch selbst schon früh über ein eigenes Medienensemble. Gleichzeitig sind sie eine relevante Zielgruppe für den Medienmarkt.

Moderatorvariable. Variable, deren unterschiedliche Ausprägungen unterschiedliche Effekte auf den Zusammenhang zwischen zwei anderen Variablen haben. So ist z. B. die Korrelation zwischen Erziehungszielen der Eltern und entsprechendem Verhalten der Kinder positiv, wenn der Erziehungsstil der Eltern unterstützend ist, und negativ, wenn die Eltern einen „machtausübenden“ Stil praktizieren. Auch der Effekt einer mutmaßlichen Bedingung auf eine abhängige Variable kann von moderierenden Variablen ab-

hängen. So werden z. B. alle Risikofaktoren für Delinquenzentwicklung durch die jeweiligen → protektiven Faktoren in ihrer Wirkung gedämpft oder gar aufgehoben. Auch die Wirksamkeit einer Maßnahme kann von Moderatorvariablen abhängen. So sind z. B. die Erfolge vieler Fördermaßnahmen in der Kindheit davon abhängig, ob die Eltern einbezogen werden.

Moral. Eine spezifische Kategorie normativer Überzeugungen, die das eigene Erleben, Werten und Handeln leiten. Rechtsnormen, Konventionen, Spielregeln sind andere Kategorien, können aber auch moralische Qualität haben. Moral wird mit Indikatoren erfasst: Wissen über geltende Normen, Urteile über das, was moralisch geboten ist, normentsprechendes und normabweichendes Verhalten sowie moralische Gefühle (Befriedigung über moralisches Verhalten, Schuld bei eigenen Übertretungen und Empörung bei Normverletzungen anderer). Moral wird durch → Internalisierung kultureller Normen oder selbst gewonnene Einsichten aufgebaut. Sie bleibt heteronom, wenn die Normen nicht persönlich akzeptiert und Bestandteil eines moralischen → Selbst werden. Kinder unterscheiden schon früh zwischen Konventionen, die man auch ändern kann, und moralischen Normen, die sie als universell gültig ansehen. Die Zuschreibung von Verantwortlichkeit für → Handlungen ist konstitutiv für das Erleben moralischer Gefühle. Sie setzt die Annahme von Entscheidungsfreiheit voraus. Ausgiebig untersucht wurde die Entwicklung des moralischen Urteilens, das sich von egozentrischen zu universalistischen Begründungen normativer Urteile wandelt.

Motivation. Prozesse und Effekte, aufgrund deren ein Individuum sein Verhalten um der erwarteten Folgen willen auswählt und hinsichtlich Richtung und Energieaufwand steuert. Motivation resultiert aus der Interaktion von Person und Situation. Neben den Anregungsbedingungen der Situation, die z. B. in der Wahrnehmung von Gelegenheiten zur Erreichung bestimmter Ziele bestehen, spielen die damit angeregten → Motive für die Ausbildung der Anreizwerte der vorweggenommenen Handlungsfolgen eine Rolle. Generell lässt sich Motivation aus der Verknüpfung von Erwartung mal Wert (Anreiz) vorhersagen. In der Entwicklungspsychologie ist vor allem die Entwicklung der Leistungsmotivation ausgiebig untersucht worden.

Motive. Allgemeine Inhaltsklassen von wertgeladenen – im positiven Falle angestrebten – Folgen eigenen Handelns. Zu solchen Motiven zählen das Leistungsmotiv, sozialer Anschluss, das Machtmotiv und → Aggressivität. Das Leistungsmotiv etwa wird mit der Inhaltsklasse aller Handlungsziele umschrieben, für deren Bewertung dem Handelnden ein Maßstab der Tüchtigkeit verbindlich ist. In der Entwicklungspsychologie sind soziale Motive, Aggressivität, Leistungsmotiv und Neugier/Interesse besonders häufig untersucht worden.

Motorik. Alle Formen der Körperbewegung. *Feinmotorik* bezieht sich auf Leistungen der Hände, wie Schreiben, Stricken, Zeichnen, ein Musikinstrument spielen. *Grobmotorik* (auch: Großmotorik) bezeichnet Bewegungen des gesamten Körpers, vor allem der Arme und Beine, wie Gehen und Laufen, Skifahren, Radfahren,

Geräteturnen und Gymnastik. *Sensumotorik* (oft auch: Sensomotorik) kennzeichnet das Zusammenspiel von → Sensorik und Motorik, wobei man einen inneren Regelkreis (Regulation der Motorik durch kinästhetische Rückmeldung) und einen äußeren Regelkreis (Regulation der Motorik vorwiegend durch visuelle Wahrnehmung) unterscheidet.

Myelinisierung. Markscheidenbildung. Ein Vorgang, der im ersten Lebensjahr einsetzt und die Funktionstüchtigkeit des Gehirns entscheidend begünstigt. Dieser Prozess beeinflusst erneut auch in der späten Kindheit und im Jugendalter die Gehirnentwicklung.

Neugierverhalten. Aktuelle Zuwendung zu einem Gegenstand oder einer Situation mit Anreizcharakter. Neugierverhalten geht ontogenetisch der Interessenentwicklung voraus, in früher Kindheit ist es entscheidend für die Exploration der Umwelt.

Normierung. Wie andere Messinstrumente werden psychologische Testverfahren normiert. Dafür werden Verteilungen und Mittelwerte in umschriebenen Populationen ermittelt, die dann als Vergleichswerte für die Beurteilung der Testergebnisse von einzelnen Personen oder spezifischen Stichproben herangezogen werden, z. B. durch den Abstand vom Mittelwert der Population oder den Prozentrang. Entwicklungstests im Kindes- und Jugendalter werden an repräsentativen Altersstichproben normiert.

Objektpermanenz. Die Erkenntnis des Säuglings, dass Objekte weiter existieren, auch wenn sie nicht wahrnehmbar sind. Während Objektpermanenz nach Piaget erst mit ca. 10 Monaten auftritt und dann bestimmte Etappen durchläuft, zeigt die neuere Forschung, dass bestimmte ihrer Teilleistungen viel früher auftreten.

Ontogenese – Phylogenese. Ontogenese bezeichnet die Entwicklung von Individuen, Phylogenese die stammesgeschichtliche Entwicklung der Tierreihe bis hin zum Menschen. Die Annahme, dass die Ontogenese die Phylogenese wiederholt, stimmt nicht; wohl aber zeigen sich in der menschlichen vorgeburtlichen Entwicklung Stadien der frühen Ontogenese in der Tierreihe (z. B. ähneln menschliche Embryonen in einer gewissen Phase Fisch-Embryonen).

Operation. Nach Piaget eine internalisierte Handlung, die es ermöglicht, mentale Repräsentationen zu bearbeiten, neu zu kombinieren und zu verändern. Beim → Denken unterscheidet Piaget die konkret-logischen und die formal-logischen Operationen. Bei Leontjew bilden Operationen automatisierte Handlungsanteile, die ohne Bewusstsein, dafür aber sehr rasch ablaufen. Über die Operationen sind hierarchisch die → Handlung und die Tätigkeit gelagert.

Partnerschaft. Intime Beziehung zwischen verschiedengeschlechtlichen oder gleichgeschlechtlichen Partnern. Als Phasen der Partnerschaftsentwicklung fand man: Wahrnehmung von Ähnlichkeiten bzw. wechselseitiger Attraktivität, die zur Sympathie führt und längerfristig zur ge-

gegenseitigen Rollen Anpassung und -ergänzung mit wachsendem Engagement. Schließlich kann es aufgrund anhaltenden Engagements und zunehmender Bindung zur Kristallisation der Dyade kommen, die mit Erleben von Paaridentität einhergeht. Die Dauer von Partnerschaften verkürzt sich im historischen Vergleich. Allerdings lässt sich die Qualität früherer Partnerschaften kaum mit heutigen vergleichen, da Partnerschaften mit niedriger Beziehungsqualität früher länger als heute aufrechterhalten wurden.

Passung. Bedeutet zunächst das optimale Zusammenspiel von Anlage und Umwelt, aktuellen Persönlichkeitsbedingungen und Umweltangebot für Erfahrung und Lernen. Ausgeweitet umfasst Passung darüber hinaus Ziele und Potentiale des Individuums (intraindividuelle Passung) sowie die Anforderungen im familiären, schulischen und subkulturellen Umfeld. Entwicklungsprobleme können in diesem Sinne durch Formen mangelnder Passung gekennzeichnet werden. Ein ausgearbeitetes Modell zur Passung zwischen Entwicklungsstand und Umweltanregung ist das „Developmental Stage/Environmental Fit“-Modell, das die unerwünschten Entwicklungsverläufe als Folge fehlender Passung von individuellen Bedürfnissen in der Pubertät und schulischen Rahmenbedingungen zu konzipieren versucht.

Peergruppe. Die Gruppe Gleichaltriger und Gleichgesinnter (Peers). Peergruppen sind bereits in der Kindheit ein wichtiger Faktor, haben aber vor allem während der Adoleszenz große Bedeutung. Als Funktionen schreibt man ihnen zu: Orientierung, Stabilisierung, emotionale Gebor-

genheit, sozialer Freiraum für Erprobung neuer Möglichkeiten, Unterstützung bei der Ablösung vom Elternhaus und Beitrag zur Identitätsbildung. Peergruppen entwickeln im Jugendalter Lebensstile und Subkulturen.

Verwandte Begriffe sind Clique und soziales Netz. Unter Clique versteht man einen Kreis Jugendlicher, der sich regelmäßig trifft und sich als zusammengehörig fühlt. Soziale Netze haben keine feste Struktur, sondern bilden einen großen Bekannten- oder Freundeskreis, der das Bedürfnis nach sozialem Kontakt und sozialer Anerkennung unterstützt.

Persönlichkeit. Die dynamische Ordnung derjenigen psychophysischen → Systeme im Individuum, die seine einzigartige Anpassung an seine Umwelt bestimmen (Allport). Persönlichkeit wird einerseits als Struktur von Eigenschaften erforscht, andererseits als System mit Subsystemen konzipiert. Am bekanntesten und häufigsten verwendet sind die 16 Persönlichkeitseigenschaften, die durch den Persönlichkeitsfaktoren-Test 16PF nach Cattell erfasst werden, und die → Big Five. Dynamische Systemmodelle beschreiben und erklären Persönlichkeit in Interaktion mit der sozialen und physikalischen Umwelt sowie intern als Wechselwirkung zwischen Subsystemen.

Persönlichkeitsentwicklung ist die differentielle Veränderung von Personen im intraindividuellen und interindividuellen Vergleich. In der Entwicklung tauchen als Erstes → Temperamentsmerkmale auf, die hohe ipsative → Stabilität aufweisen. Auch die später in Kindheit und Jugend sich ausdifferenzierenden Eigenschaften (erfasst durch Persönlichkeitstests) bleiben relativ und ipsativ

verhältnismäßig stabil. Veränderungen ergeben sich jedoch hinsichtlich der Selbstbeschreibung (→ Selbst) und dem Verständnis der eigenen → Identität. Während jüngere Kinder körperliche und geographische Merkmale bei der Selbstbeschreibung in den Vordergrund stellen, finden sich bei älteren Kindern soziale Rollen- und Statusbegriffe, aber auch psychische Eigenschaften und im Jugendalter Aspekte des Lebensstils, Konzeptionen einer autonomen und auf andere bezogenen Identität sowie Entwürfe zu Lebensplänen.

Perspektivenübernahme. Das Verstehen psychischer Zustände und Prozesse (des Denkens, Fühlens, Wollens) einer anderen Person, wobei deren Perspektive erkannt wird und entsprechende Schlussfolgerungen gezogen werden können. Emotionale Perspektivenübernahme bezeichnet das Verstehen von Emotionen aufgrund der Erkenntnis der emotionalen Lage des anderen.

Phylogenese. Siehe Ontogenese – Phylogenese.

Plastizität. Formbarkeit. Sie ist im Bereich der Entwicklungspsychologie erkennbar an differentiellen Entwicklungen, die als Folge veränderter Aktivitäten und Anforderungen erklärbar sind. Plastizität wurde für viele Leistungen in allen Lebensphasen, auch noch im höheren Alter, beobachtet. Dies besagt, dass auf jedem erreichten Entwicklungsniveau sowohl Gewinne wie Verluste möglich sind. Es gilt, Erkenntnisse über die Faktoren zu gewinnen, auf die Anstiege und Verluste zurückzuführen sind.

Prävalenz. Aus der Epidemiologie übernommener Begriff; er bezeichnet den Anteil an einer Population, der ein spezifisches Merkmal, meist eine Störung (z. B. Delinquenz, Schulversagen, Magersucht), aufweist. Die Population kann spezifiziert werden, etwa nach Alter, Geschlecht, Bildung, Familienstand oder ethnischem Hintergrund; so kann z. B. bezüglich Delinquenz ausgesagt werden, dass sie im Jugendalter besonders hoch, bei männlichen Jugendlichen höher ist als bei weiblichen usw. Wenn solche Aussagen valide theoretisch erklärbar sind, sollten aus den Erklärungen spezifische präventive Maßnahmen ableitbar sein.

Prävention. Maßnahmen zur Vermeidung von (weiteren) Fehlentwicklungen. *Primäre Prävention* beinhaltet Maßnahmen, die Leistungsdefizite, das Auftreten von psychischen und Verhaltensstörungen sowie Gesundheitsgefährdungen verhindern sollen; *sekundäre Prävention* Maßnahmen, mit denen aufgetretene Störungen kompensiert oder korrigiert werden sollen, um weitere Fehlentwicklungen zu verhindern (wird gewöhnlich als Intervention bezeichnet); *tertiäre Prävention* Rehabilitationsmaßnahmen, mit denen weitere negative Folgen begrenzt oder behoben werden sollen.

Priming. Bezeichnet in der Entwicklungspsychologie das Phänomen, dass man einen Reiz dann besser erkennen oder bei der Darbietung eines Reizeils besser erschließen kann, wenn man auf diesen Reiz zuvor aufmerksam (gemacht) wurde.

Produktivität. Alle materiellen, geistigen, emotionalen und motivationalen Wirkungen, die eine Person durch ihr Handeln, Denken, Fühlen und Wollen bei sich selbst oder in einem bestimmten gesellschaftlichen Umfeld absichtlich oder unabsichtlich hervorruft und die sich als nützlich erweisen. Das Konzept der Produktivität wird in der Entwicklungspsychologie vorwiegend für Leistungen im Alter verwendet.

Prosoziales – antisoziales Verhalten. Prosoziales Verhalten bedeutet auf andere gerichtetes Verhalten, das mit Begriffen wie Unterstützung, Hilfe, Pflege, Zuwendung und Wärme umschrieben wird. Antisoziales Verhalten ist demgegenüber ein andere Personen schädigendes oder vernachlässigendes Verhalten und umfasst etwa Aggression, Rücksichtslosigkeit, Ärgern, Schädigung. Obwohl Antipoden, sind beide Verhaltensweisen bei ein und derselben Person vorzufinden.

Protektive Faktoren. Schutzfaktoren, die psychische oder körperliche Gefährdungen verhindern und Belastungen oder Verluste abfedern. Das sind einmal externale Ressourcen wie Unterstützung im sozialen Umfeld, materielle Ressourcen und Sicherheiten. Internale Ressourcen können Kompetenzen, inklusive Bewältigungskompetenzen, sein, ein positives Selbstbild (z. B. bezüglich Leistungsfähigkeit, Selbstwirksamkeit, sozialer Akzeptanz und Anerkennung), ein positives Bild von anderen, von der Welt und der Zukunft. Vgl. auch Resilienz.

Pubertät. Zeit der Geschlechtsreife im Jugendalter, die beim weiblichen Geschlecht ca. 2 Jahre früher als beim männlichen einsetzt.

Quasi-experimentelle Designs. Experimente im engeren Sinn haben den Vorteil einer hohen internen → Validität, d. h., sie lassen sich unter gleichen Bedingungen immer wieder replizieren. Ihre Gültigkeit außerhalb des Labors, also in der komplexen sozialen Realität, ist jedoch oft fraglich (geringe externe Validität). Daher benutzt man auch quasi-experimentelle Designs (→ Forschungsdesigns), die die Vorteile des Experiments mit einer höheren Validität in der sozialen Realität verbinden (hohe externe, aber geringere interne Validität). Quasi-experimentelle Designs werden bei einer Vielfalt von Fragestellungen genutzt, etwa bei der Prüfung von Schulmodellen, Therapie- und Interventionsverfahren, Erziehungsstilen verschiedener ethnischer Gruppen und Förderprogrammen für entwicklungsgestörte Kinder. Dabei lassen sich die strengen Kriterien eines Experimentes nie vollständig einhalten. So können nicht alle relevanten Variablen kontrolliert werden, und die Bildung von genau vergleichbaren (parallelisierten) Kontroll- und Versuchsgruppen ist oft nicht möglich.

Quasi-experimentelle Designs unterscheiden sich jedoch von bloßen Gruppenvergleichen und Erhebungen im Querschnitt und Längsschnitt (→ Querschnittuntersuchung, → Längsschnittuntersuchung) dadurch, dass sie mit bestimmten Zielsetzungen geplant sind und möglichst viele Bedingungen zu kontrollieren versuchen. Sie sind auch zu trennen von sog. „natürlichen“ Experimenten, bei denen historische Ereignisse in massiver Weise die Entwicklung beeinflusst haben. Ihre Wirkung ist einem Experiment vergleichbar

und wird daher in analoger Weise ausgewertet; dabei ist allerdings die Komplexität der beteiligten Bedingungen ungleich größer, so dass stringente Aussagen nur begrenzt möglich sind.

Querschnittuntersuchung. Erfasst Personen-
gruppen verschiedenen Alters zum gleichen
Messzeitpunkt. Das methodische Problem be-
steht darin, dass in Querschnittuntersuchungen
zwei Variablen konfundiert sind: das Lebensalter
und die Zugehörigkeit zu einer Geburtskohorte
(→ Kohorte). Unterschiedliche Geburtskohorten
haben meist unterschiedliche Entwicklungs- und
Lebensbedingungen, z. B. hinsichtlich Bildungs-
möglichkeiten und -anforderungen, geltenden
kulturellen Werten und Rollenbildern sowie
allgemeinen Wohlstands. Das kann sich auf
verschiedene Entwicklungsvariablen auswirken.
Daher sind → Längsschnittuntersuchungen uner-
lässlich. Für die Einschätzung von Entwicklungs-
verläufen sind Querschnittuntersuchungen nur
hilfreich, wenn es um den Nachweis allgemein-
gültiger universeller Entwicklungsgesetze geht. In
diesem Falle können Querschnittuntersuchungen
den Längsschnittuntersuchungen überlegen sein,
weil dort Lern- bzw. Interventionseffekte auftre-
ten können (→ Forschungsdesigns).

Reifestand (readiness for learning). Entwick-
lungsstand, der die Voraussetzung für Lernen
und Üben in einer bestimmten → Domäne bildet.
Das frühere Konzept der Schulreife (heute wird
der Begriff „Schulfähigkeit“ bevorzugt) ist ein
Beispiel für einen Entwicklungsstand, in den viele
Einzelvoraussetzungen eingehen.

Reifung. Gengesteuerte Entfaltung biologischer Strukturen und Funktionen. In der Entwicklungspsychologie negativ definiert als Entwicklungsprozess, der anzunehmen ist, wenn der beobachtbare Fortschritt nicht auf Erfahrung und Übung beruht. Greifen und Gehen beruhen weitgehend auf Reifungsvorgängen. Das Konzept der Reifung wird heute als problematisch angesehen, da auch die hierunter subsumierten Vorgänge nicht ohne Umweltanregung auskommen.

Religiosität. Religion ist ein System von Offenbarungen. Religiosität ist auf Religion gerichtete Einstellung und Praxis und rekurriert auf ein Letztgültiges, wie immer es beschaffen sein mag. Religiosität ist nicht identisch mit → Spiritualität.

Repräsentation. Sammelbegriff für Leistungen der Vergegenwärtigung von Erfahrungsinhalten und Informationseinheiten zum Zweck der → Informationsverarbeitung. Jerome Bruner hat drei Arten der Repräsentation unterschieden: die *symbolische Repräsentation*, z. B. durch Begriffe, andere sprachliche Vergegenwärtigung eines Gegenstandes, Sachverhaltes oder Prozesses, die *ikonische Repräsentation*, die in bildlichen Vorstellungen besteht, und die *enaktive Repräsentation*, die Bewegungsabläufe in der Vorstellung umfasst. Mit diesen drei Formen ist jedoch das Spektrum von Repräsentation nicht erschöpfend beschrieben. Letztlich geht es um die Frage, wie oder in welchen „Kodierungen“ Erfahrungen, kommunizierte Informationen, Ergebnisse von Denken gespeichert werden, um in allen unterschiedlichen intentionalen und nichtintentionalen Verwendungen verfügbar zu sein (→ Denken, → Gedächtnis, → Operationen, → Aufmerksamkeit).

Auch die Modellbildungen in den Wissenschaften sind Repräsentationen. Repräsentationen entwickeln sich bereits im Laufe der ersten beiden Lebensjahre und werden schon im zweiten Lebensjahr effizient eingesetzt. Die gesamte weitere Entwicklung erfordert Repräsentationen.

Repräsentativität (von Stichproben). Eine Stichprobe kann für die Population, über die Aussagen getroffen werden sollen, mehr oder weniger repräsentativ sein. Ist die Stichprobe hinsichtlich aller Merkmale repräsentativ für die Population, spricht man von *globaler Repräsentativität*. Ist die Stichprobe hinsichtlich bestimmter Merkmale repräsentativ für die Population, spricht man von *spezifischer Repräsentativität*.

Resilienz. Widerstandsfähigkeit gegenüber Stressoren und → Risikofaktoren. Wird definiert als Fähigkeit, internale und externale → Ressourcen erfolgreich zur Bewältigung von Entwicklungsanliegen zu nutzen. Resilienz bewirkt eine günstige bzw. erfolgreiche Entwicklung trotz gefährdender Bedingungen und wird auch nur im Zusammenhang mit der Widerstandsfähigkeit angesichts eines Risikopotentials verwendet, das in anderen Fällen zu Entwicklungsstörungen und Krankheit führt.

Ressourcen. Möglichkeiten, die für die Bewältigung von Entwicklungsproblemen und -gefährdungen genutzt werden können. *Internale Ressourcen*, auf die das Individuum zugreifen kann, bilden vorausgegangene Erfahrungen, Persönlichkeitsfaktoren, erworbene Bewältigungsstrategien und positive Selbsteinschätzung (Selbstwirksam-

keit, → Kontrolle). *Externale Ressourcen* sind alle unterstützenden Umweltfaktoren, wie Familie, Freunde, günstige Arbeitsbedingungen, Erholungsmöglichkeiten etc. Ressourcen müssen aber vom Individuum erkannt und genutzt werden; daher ist das Konzept mit der subjektiven Einschätzung von Zugriffsmöglichkeiten verbunden.

Retardation. Siehe Akzeleration – Retardation.

Reversibilität. Die Aufhebung des Ergebnisses einer → Operation durch eine andere. Piaget unterscheidet zwei Formen: die Negation (z. B. Subtraktion als Umkehr der Addition) und die Kompensation (der Effekt einer Operation wird durch eine andere ausgeglichen). Reversibilität bildet einen zentralen Prozess beim logischen Denken.

Risikofaktoren. Bedingungen, die eine positive Entwicklung gefährden können. Dazu zählen Rahmenbedingungen wie Armut, Wohnen in sozialen Brennpunkten, Zugehörigkeit zu Randgruppen, Vernachlässigung, Misshandlung und Verwahrlosung in der Familie, Konflikte zwischen den Eltern, ungünstige Eigenschaften, Wertvorstellungen und Aktivitäten von Bezugspersonen und -gruppen, ungünstige Temperaments- und Persönlichkeitsmerkmale, Traumatisierungen und wiederholte negative Erfahrungen, Verluste durch kritische Lebensereignisse wie Tod geliebter Personen, Scheidungsfolgen, Krankheiten, physische Gebrechen und Behinderungen etc. Die abträglichen Wirkungen von Risikofaktoren können durch → protektive Fak-

toren und → Resilienz vermindert oder vermieden werden.

Schemata. Verallgemeinerte Wissensstrukturen, in denen typische Zusammenhänge repräsentiert sind. Bei Piaget bilden Schemata die Grundlage für → Assimilation und Akkommodation. Im sensumotorischen Stadium beinhalten Schemata das Wiederholbare und Generalisierbare einer Handlung. *Geschlechtsschemata* sind vereinfachte und verallgemeinerte Wissensrepräsentationen von dem, was als typisch weiblich oder männlich gilt. *Handlungsschemata* repräsentieren wesentliche und allgemeine Merkmale von Handlung (wie Akteur, Tätigkeit und Objekt der Tätigkeit).

Selbst – Selbstkonzept. Als Selbst bezeichnet man die kognitiv-affektive → Struktur des Wissens um die eigene Person, die regulierende Instanz für die Bewertung von Situationen, das eigene Verhalten, das Verhalten anderer und die Motivierung eigenen Handelns. Das Wissen und Bewerten des Selbst wird als Selbstkonzept (Selbstbild), oder – wenn eine komplexere hierarchische Struktur vorliegt – als Selbsttheorie bezeichnet.

Im Selbstkonzept sind objektives Wissen über sich selbst und die sozialen Bezüge (wie Familienzugehörigkeit) und subjektive Überzeugungen (z. B. über Fähigkeiten oder Eigenschaften) zu unterscheiden. Letztere können objektiv zutreffen oder falsch sein. Von Interesse sind auch Konsistenzen und Diskrepanzen zwischen dem Selbstkonzept und den Überzeugungen, wie man von wichtigen anderen gesehen wird. Diese perzipierten Fremdbilder vom Selbst sind einflussreich: Sie können in das Selbstkonzept übernommen werden und können stabilisierend oder auch stigma-

tisierend wirken. Umgekehrt gibt es Versuche der Selbstdarstellung gegenüber anderen, um deren Bild von einem positiv(er) zu gestalten.

Verschiedene Teilsysteme des Selbst sind mehr oder weniger konsistent. Vor allem im Jugendalter stehen das *aktuelle Selbst* (das Bild, wie man gegenwärtig ist), das *Ideal-Selbst* (wie man sein oder werden möchte) und das *Sollen-Selbst* (die Verpflichtungen gegenüber anderen und größeren Gemeinschaften) in einem Spannungsverhältnis. Das Körperselbstbild besitzt vor allem auch im Jugendalter große Bedeutung und ist oft negativ eingefärbt, häufiger bei Mädchen. Bezogen auf Leistungen unterscheidet man das Begabungsselbstbild, das Fähigkeitsselbstkonzept und Selbstkonzepte in einzelnen → Domänen, wie z. B. Mathematik oder Fremdsprachen. Später wird das berufliche Selbstkonzept bedeutsam.

Sensible Perioden/Phasen. Entwicklungsabschnitte, in denen spezifische Erfahrungen im Vergleich zu früheren und späteren Perioden maximale positive oder negative Wirkungen zeitigen. Beim Spracherwerb sind beispielsweise die ersten sechs Lebensjahre eine solche sensible Phase, weil hier der angeborene Spracherwerbsmechanismus das Erlernen von Sprachen erleichtert.

Sensitivität. Die Fähigkeit der Eltern (Bezugspersonen), prompt und angemessen auf das kindliche Verhalten zu reagieren. Sensitivität wird als Interaktionsmerkmal für das Säuglings- und Kleinkindalter verwendet.

Sensorik. Das Gesamtsystem der → Wahrnehmung. Die Sensorik ist das Eingangssystem für

→ Informationsverarbeitung. Man unterscheidet Nahsinne (Geruch, Geschmack, Tastsinn) und Fernsinne (Gesichtssinn, Gehör).

Sensomotorik, Sensumotorik. Siehe unter Motorik.

Setting. Lebensräume mit spezifischen Örtlichkeiten für spezifische, oft rollengebundene Aktivitäten und Interaktionen mit spezifischen Bezugspersonen. Entwicklungsrelevante Settings sind neben Familienwohnung, Kindergarten, Schulen und Arbeitsplatz z. B. auch Einrichtungen der Religionsgemeinschaften oder Freizeiteinrichtungen.

Skripts. Schematisierte „Drehbücher“ für wiederkehrende Handlungs- und Interaktionsabläufe. Solche Skripts sind für Kinder z. B. die Morgentoilette, das Zubettgehen, gemeinsame Mahlzeiten, Spielabläufe, Feiern (Geburtstage, Weihnachten) und Ausflüge. Durch die schematische Vorstrukturierung erleichtern Skripts Handlungsabläufe und Interaktionen. Sie sind auch hilfreich in schwierigen Problemsituationen, etwa bei der Mitteilung belastender Informationen oder bei der Bereinigung von Konflikten. Wenn verschiedene Akteure unterschiedliche Skripts haben, kann es auch zu Irritationen kommen.

SOK-Modell. SOK ist die Abkürzung für das von Baltes und Baltes vorgeschlagene Modell der Entwicklung als „selektive Optimierung und Kompensation“ von Verlusten. Mit Selektion ist die Konzentration der begrenzten Ressourcen auf

eine Auswahl von Funktionsbereichen gemeint. Optimierung dient der Produktion von Entwicklungsgewinnen und bezieht sich auf den Erwerb, die Verfeinerung und die Anwendung von Ressourcen zum Erreichen von Entwicklungszielen. Kompensation dient der Aufrechterhaltung des Funktionsniveaus bei Verlusten und nutzt Ressourcen, um den Verlusten entgegenzuwirken. Das SOK-Modell wurde ursprünglich entwickelt, um produktive Lebensgestaltungen in höherem Alter zu beschreiben, es ist aber auf die Entwicklung während des gesamten Lebens anwendbar.

Spiel. Zweckfreie, meist auf Objekte bezogene, ritualisierte oder ritualisierende Handlungen, die in eine imaginierte fiktive Realität eingebettet und häufigen Wiederholungen unterzogen sind. Formen des Spiels sind in der Entwicklungsreihenfolge: sensumotorisches Spiel, Als-ob-Spiel, Rollenspiel und Regelspiel. Das aus der Exploration erwachsende Konstruktionsspiel (Bauen, Kneten, Malen, Singen, Tanzen) setzt früh ein und stellt eine eigene Entwicklungslinie dar. Der Sinn des Spiels wird in der Einübung von später nötigen Funktionen gesehen, generell aber hat Spiel die Funktion der Lebensbewältigung in Form von imaginativer Bedürfnisbefriedigung sonst unerreichbarer Ziele (z. B. groß und stark sein), der Reaktion gegen den starken Sozialisationsdruck, der reinigenden Wirkung (Katharsis) und der Bearbeitung traumatischer Ereignisse (Krankheit) sowie der Vorbereitung auf Entwicklungsaufgaben (Schule spielen). Im Erwachsenenalter scheint Spiel neben der Regression in frühere Entwicklungsstadien der Kompensation sowohl von gesellschaftlichen Konflikten (Wettspiele als ritualisierte Kriege) als auch von privaten Problemen (Misserfolg im Beruf oder in der Part-

nerschaft) zu dienen. Eine besondere Stellung nehmen Glücksspiele ein, die in Suchtform eine pathologische Entwicklung nehmen.

Spiritualität. Verinnerlichung (sich nach innen wenden) und Transzendieren (über sich und die Welt „hinausblicken“). Empirisch operationalisiert z. B. als awareness of sensing, mystery sensing, value sensing, community sensing.

Sprache. Die nur beim Menschen anzutreffende Fähigkeit, mittels vereinbarter Zeichen Bedeutungen auszudrücken, Sachverhalte darzustellen und mit anderen über Bedeutungen zu kommunizieren. Neben dieser Darstellungs- und Mitteilungsfunktion hat die Sprache auch noch eine handlungsregulierende Funktion (→ Wille). Komponenten der Sprache sind Phonologie (Organisation von Sprachlauten), Morphologie (Wortbildung), Syntax (Satzbildung), Semantik (Wort- und Satzbedeutung) und Pragmatik (Sprechakte) sowie suprasegmentale Komponenten (z. B. Intonationskontur). Alle Komponenten weisen typische Entwicklungsverläufe auf, die im Durchschnitt auch bestimmten Altersabschnitten zuzuweisen sind.

Der *Spracherwerb* gelingt nur in Interaktion mit kompetenten Sprachpartnern, wobei der mütterliche Sprechstil sich von der „Ammensprache“ zur stützenden Sprache (scaffolding) und schließlich zur lehrenden Sprache (motherese) wandelt. Für den Spracherwerb gibt es eine → sensible Periode (Zeitfenster), wobei eine vollständige Sprachdeprivation während der Kindheit etwa ab der → Pubertät nach heutiger Kenntnis nicht mehr aufgefangen werden kann. Für die Erklärung des Spracherwerbs gibt es zwei Theorien-

familien: „Outside-in“-Theorien (Annahme genereller Lernmechanismen, keine angeborenen spezifischen Voraussetzungen) und „Inside-out“-Theorien (Sprachlernen unterscheidet sich von anderen Lernprozessen, das Kind ist mit angeborenen sprachspezifischen Fähigkeiten ausgestattet). Im letzteren Fall lässt sich zwischen Kompetenz (Potential zum Erwerb sämtlicher menschlicher Sprachen: prinzipielles Sprachvermögen) und Performanz (Fähigkeit, eine bestimmte Sprache zu sprechen: aktuelles Sprachvermögen) unterscheiden.

Stabilität. Neben Veränderung im Lebenslauf ist Nichtveränderung bzw. Stabilität von Interesse. Mehrere Konzepte der Stabilität sind zu unterscheiden. *Absolute Stabilität* auf einer Dimension besteht, wenn keine Veränderung beobachtbar ist. *Normative* oder *Positionsstabilität* besagt, dass bestimmte Positionen des Individuums in einer Bezugsgruppe erhalten bleiben. Wenn eine Variable wie Intelligenz über einen Zeitraum hohe Positionsstabilität aufweist, heißt das, dass größere Positionsverschiebungen in der Bezugsgruppe selten sind. Das heißt aber nicht wie bei absoluter Stabilität, dass sich die Intelligenz nicht verändert. Sie kann in der Beobachtungszeit stark gewachsen sein. Wenn das bei der gesamten und nicht nur einem Teil der Bezugsgruppe so ist (wie z. B. während Kindheit und Jugend), dann muss dadurch die Rangordnung nicht verändert sein. *Strukturstabilität* bedeutet im psychometrischen Sinn, dass die Struktur der Dimensionen oder Faktoren sich nicht ändert. Während der Kindheit wurde eine Differenzierung der → Intelligenz in mehrere Faktoren festgestellt. Die Persönlichkeitsentwicklung hat über längere Strecken des Lebenslaufes

eine relativ hohe Stabilität der Faktorenstruktur der → Big Five.

Stress. Belastung, die aktuell oder langfristig die Entwicklung beeinflussen kann. *Eustress* ist eine positiv erlebte Belastung, z. B. eine sportliche Herausforderung, die man meistert, oder ein Fest, das man ausrichtet. *Distress* ist eine negativ erlebte Belastung, z. B. durch Streit, schwierige Entscheidungen von großer Tragweite, Arbeitsüberlastung, eine bedrohliche Erkrankung, Verluste oder drohende Verluste durch → kritische Lebensereignisse. Der Einfluss auf die Entwicklung kann variieren. Werden die Belastungen nicht bewältigt und gemeistert, hat das negative Wirkungen (z. B. auf das Selbstbild, das Bild von der Welt, den Blick in die Zukunft), während bewältigte und gemeisterte Belastungen positive Wirkungen haben, z. B. einen objektiven Gewinn an → Kompetenz, Stärkung des Vertrauens in die eigenen → Fähigkeiten. Die Stressfaktoren werden kurz als *Stressoren* bezeichnet. *Ipsative Stressoren* meint die gleichbleibende Ausprägung von Merkmalen über die Zeit bei ein und demselben Individuum.

Struktur. Die Menge und die Art der Beziehungen zwischen Elementen. In der Psychologie wird der Begriff Struktur verwendet für die Ordnung von Wissensinhalten (Wissensstrukturen) bzw. von Gedächtnisinhalten (Gedächtnisstrukturen; → Gedächtnis), die Hierarchie kognitiver Prozesse (Denkstrukturen, prozedurale Wissensstrukturen), die Ordnung der Komponenten der → Persönlichkeit (Persönlichkeitsstruktur), Etappen der Gesamtentwicklung (Strukturniveaus, v. a. Piagets Einteilung der kognitiven

Entwicklung) oder deren Teilkomponenten (z. B. moralische Urteilsstrukturen, Strukturniveaus der sozialen Kognition oder des Menschenbildes), die Ordnung sozialer Gruppen (z. B. Familienstruktur, Klassenstruktur) und soziale → Interaktionen (Interaktions-, Kommunikationsstruktur). In der Sprachforschung und teilweise auch beim Wissenserwerb unterscheidet man Oberflächen und Tiefenstrukturen (→ Sprache, → Lernen). *Strukturtheorien* bilden eine Klasse von Aussagen über die Entstehung und Nutzung von Strukturen. Am bekanntesten in der Entwicklungspsychologie sind die genetische Strukturtheorie von Piaget und die Stufen des moralischen Urteils von Kohlberg geworden.

Stufe. Ein Konzept, das einen größeren und zeitlich ausgedehnteren Entwicklungsabschnitt als → Struktur kennzeichnet. Stufentheorien nehmen bestimmte Gesetzmäßigkeiten für eine Stufenfolge an. Dazu gehören Universalität (gültig für alle Menschen in allen Kulturen), Irreversibilität (die Stufen können nicht mehr rückwärts durchlaufen werden), Transitivität (die Stufen werden in genau der postulierten Reihenfolge durchlaufen, keine kann übersprungen werden), Hierarchisierung (die jeweils folgende Stufe ist höher hinsichtlich Komplexität und Leistungsfähigkeit) und Integration (die jeweils höhere Stufe integriert die vorausgegangenen Stufen und baut auf ihnen auf). Mit dem Konzept der Stufe verwandt sind Phase und Periode, die manchmal bedeutungsgleich verwendet werden, häufig aber als kürzere und der Stufe hierarchisch untergeordnete Entwicklungsabschnitte definiert werden.

System. Dynamische → Struktur. Die Veränderung eines Elements oder einer Beziehung zwischen Elementen kann eine Veränderung des ganzen Systems oder anderer Teilsysteme nach sich ziehen. Ein wesentliches Merkmal von Systemen ist die Rückkoppelung einer Operation auf den Ausgangszustand, was bei der menschlichen Entwicklung zu einem „Engelskreis“ (z. B. der Wechselwirkung von sicherer Bindung und Exploration mit positiven Effekten für soziale und kognitive Kompetenz) oder zu einem „Teufelskreis“ (circulus vitiosus) führen kann (z. B. entwickeln misshandelte Kinder häufig die Disposition zu aggressivem Verhalten). Systeme können sich in Richtung Ordnung oder Chaos entwickeln. Kontrollparameter beeinflussen das System von außen, Ordnungsparameter regulieren es internal. Das sich entwickelnde Individuum kann als emergentes (sich selbst entfaltendes) System beschrieben werden, ein Konzept, das besonders in der Klinischen Entwicklungspsychologie genutzt wird. Je nach Betrachtungsweise sind Einzelkomponenten des Organismus oder ökologische Einheiten, in die ein Individuum eingebettet ist, als Systeme beschreibbar. Mit Bronfenbrenner lassen sich vier Arten von Systemen von zunehmendem Umfang unterscheiden: *Mikrosysteme* (Wechselwirkung in Settings), *Mesosysteme* (Wechselwirkung zwischen Mikrosystemen), *Exosysteme* (Wirkung von Systemen, denen das Individuum nicht angehört, z. B. Arbeitsplatz der Eltern) und *Makrosysteme* (umgreifende, alle übrigen Systeme beeinflussende Wirkungen, wie Kultur, Arbeit, Demokratie). Für alle Organismen existiert ein *Ökosystem*, dem das lebende Individuum angehört und mit dem es in Wechselwirkung steht.

Systemtheorien. Theorien, die die Entstehung, Wirkung und Veränderung von Systemen erklären. Dabei spielen folgende Merkmale eine Rolle: Ganzheitlichkeit (das Ganze ist mehr als seine Teile), Zielgerichtetheit, Regelmäßigkeit, Grenzen (Abgrenzung des Systems nach außen), positive und negative Rückkoppelung, zirkuläre Kausalität (wechselseitige Beeinflussung der Elemente, Gegensatz zur linearen Kausalität), Selbstorganisation und Homöostase (Erhaltung des Gleichgewichts) bzw. Heterostase (Anpassung an neue Bedingungen).

Systemtheorien werden im Bereich der Psychologie für verschiedene Anwendungsbereiche genutzt: in der allgemeinen Entwicklungspsychologie zur Erklärung von menschlicher Entwicklung oder ihren Teilaspekten (z. B. der Entwicklung des Selbst), in der Familienpsychologie und -therapie, in der Klinischen (Entwicklungs-) Psychologie und in der ökologischen (Entwicklungs-)Psychologie. In den meisten Fällen dienen Systemtheorien aus Mangel an Präzisierung und Überprüfbarkeit eher als Metaphern und weniger als konsistente Theorien.

Teilleistungsstörungen. Lernstörungen in Teilleistungsbereichen, die vom Altersdurchschnitt abweichen, nicht dem allgemeinen Intelligenzniveau der Betroffenen entsprechen und mit üblichen Formen schulischer Förderung nicht aufgefangen werden. Die *Lese-/Rechtschreibstörung* (Prävalenz von 7–8 % bei 8-Jährigen, aber nur 1 % bei Erwachsenen) tritt häufiger bei Jungen auf, hat als Hauptursache eine defizitäre phonologische Verarbeitung und hängt zumindest teilweise mit neurobiologischen Ursachen (Symmetrie zwischen beiden Gehirnhälften) zusammen. *Rechenstörungen* (umschriebene Beein-

trächtigung von Rechenfertigkeiten) haben eine geringere Prävalenz als die Lese-/Rechtschreibstörung, sind nicht geschlechtsspezifisch und bislang nicht gut geklärt.

Temperament. Konstitutionell verankerte Wurzeln von emotionalen, motorischen und aufmerksamkeitsbezogenen Reaktionen und Wurzeln der Selbstregulierung. *Temperamentsmerkmale* sind über den Lebenslauf hinweg relativ stabil und kaum veränderbar.

Theorie-Theorie. Die Auffassung, dass sich die kognitive Entwicklung des Kindes als Wandel → intuitiver Theorien beschreiben lässt, wobei dieser Theorienwandel Ähnlichkeit mit dem Paradigmenwandel in der Wissenschaftsgeschichte aufweist.

Theory of Mind. Fachausdruck für intuitive Psychologie (→ intuitive Theorien), d. h. das schon im Säuglingsalter auftretende Verständnis vom Menschen als handelndes Wesen mit Absichten und Zielen, die dem Handeln zugrunde liegen. Schon Säuglinge erwarten Rationalität des Handelns. Das Verständnis für unterschiedliche Überzeugungen bei anderen tritt demgegenüber erst mit ca. 4 Jahren auf und wird empirisch mit dem Versuchsdesign des falschen Glaubens nachgewiesen, bei dem das Kind erkennen muss, dass jemand ein begehrtes Objekt an der falschen Stelle suchen wird, wenn er nicht weiß, dass es zuvor umplatziert wurde. Ursprünglich stand die Theory of Mind nur für dieses Phänomen und wird in vielen Fällen auch nur in diesem Sinne verwendet. Sie stellt einen markanten Entwick-

lungsschritt dar, der zugleich ein Trennkriterium zwischen Tier und Mensch ist.

Trotzverhalten. Tritt erstmalig um die Mitte des zweiten Lebensjahres auf und mildert sich mit zunehmender Sprach- und Handlungskompetenz. Man führt Trotzverhalten auf mangelnde Emotionskontrolle und die Unfähigkeit zurück, die → Aufmerksamkeit auf andere Ziele umlenken zu können. Frühere Deutungen erklärten es als Zeichen für das erste Auftreten des → Willens, der zunächst als Negation von Anforderungen der Umwelt erprobt wird. Ausgeprägtes Trotzverhalten scheint sich bis ins Erwachsenenalter auszuwirken.

Universalien, kulturelle. Persönlichkeitsmerkmale, kognitive Leistungen, soziale Bezugssysteme und andere psychosoziale Phänomene, die in allen Kulturen anzutreffen und somit allen Menschen gemeinsam sind. Zu kulturellen Universalien gehören einerseits die aus der Evolution ableitbaren biologisch determinierten Merkmale (z. B. Bindungsverhalten, → intuitive Theorien), andererseits Phänomene, die sich notwendigerweise in jeder Kultur ausbilden, um deren Überleben zu sichern (z. B. das System Familie). Sprache und Musik als menschliche Universalien haben gleichermaßen biologische und kulturelle Wurzeln. Das Problem der Annahme von kulturellen Universalien besteht darin, dass sie empirisch nie vollständig absicherbar sind, da nicht alle Kulturen zu allen Zeiten erfasst werden können.

Valenz. Einschätzung der Bedeutung und Wertigkeit eines Gegenstandes. Sie betrifft sowohl den

Wert des Gegenstandes selbst als auch die Qualitäten des Umgangs mit ihm. *Subjektive Valenz* besitzt ein Gegenstand, wenn sein Wert ausschließlich für das Subjekt existiert; *objektive Valenz* bezieht die Erkenntnis mit ein, dass ein Gegenstand für viele und zu beliebigen Zeitpunkten wertvoll ist (z. B. Werkzeuge). *Abstrakte Valenz* weist einem Objekt unabhängig von konkreten Eigenschaften einen Wert zu (z. B. dem Menschen in demokratischen Gesellschaften).

Validität (von Messinstrumenten). Eines der Gütekriterien von Messinstrumenten; es besagt, dass ein Messverfahren das misst, was es messen soll. Die Validität wird über Korrelationen nachgewiesen. Erlaubt ein Test die Vorhersage von Verhalten, das bei dem gemessenen Merkmal (Fähigkeit, Disposition) zu erwarten ist, hat er *prädiktive Validität*. Ist er mit anderen Messinstrumenten für das gleiche Merkmal korreliert, liegt *konkurrente Validität* vor. Ist er mit anderen Kriterien korreliert, die konzeptuell/theoretisch mit dem gemessenen Merkmal positiv oder negativ korreliert sein sollten, ist *Kriteriumsvalidität* gegeben. *Konvergente Validität* wird belegt durch Korrelationen mit Instrumenten, die dasselbe Merkmal mit einer anderen Methode messen, *diskriminante Validität* durch niedrige Korrelationen mit Maßen für andere, theoretisch unabhängige Merkmale. *Konstruktvalidität* gibt an, in welchem Umfang Messergebnisse ein bestimmtes psychologisches Konstrukt erfassen, das bereits zuvor theoretisch entwickelt wurde oder der aktuellen Untersuchung zugrunde liegt. *Interne Validität* bedeutet Gültigkeit innerhalb der erfassten Bedingungen (z. B. bei einem Experiment), *externe Validität* die Gültigkeit von Ergebnissen außerhalb des Rahmens kontrollierter Bedingun-

gen (also außerhalb des Experiments im realen Leben).

Veränderungsmessung. Empirische Ermittlung von Veränderungen in Merkmalsausprägungen über die Zeit hinweg. Bei der *direkten Veränderungsmessung* sollen die Befragten selbst die Veränderung einschätzen. Bei der *indirekten Veränderungsmessung* wird die Veränderung über die Differenz zwischen der Merkmalsausprägung zu zwei (oder mehreren) Messzeitpunkten erfasst. Die *quasi-indirekte Veränderungsmessung* erfolgt mittels retrospektiver Pretests, bei denen die früheren individuellen Werte retrospektiv geschätzt werden.

Vergegenständlichung. Siehe Aneignung – Vergegenständlichung.

Volition. Siehe Wille.

Vulnerabilität. Das Ausmaß der schädlichen Wirksamkeit von → Risikofaktoren und → Stress auf das Individuum. Vulnerabilität als die Verletzlichkeit eines Individuums bezieht sich ausschließlich auf die Beeinträchtigung internaler psychischer und biologischer Faktoren.

Werte (values). Vorstellungen davon, was erstrebenswert ist. Werte oder Werthaltungen sind im Unterschied zu Handlungszielen sehr abstrakt konzipiert. Sie wirken als Leitmotive im Leben und bieten die Grundlage für Bewertungen und Handlungspräferenzen.

Wahrnehmung. Sinnesempfindungen sind elementare Prozesse der Reizaufnahme und -registrierung, wie das Erkennen und Unterscheiden von Farben. Wahrnehmung ist demgegenüber der höhere Prozess der Organisation und Interpretation der Reizinformation, z. B. das Erkennen von Objekten. Zur Wahrnehmung sind bereits Neugeborene fähig; sie zeigen im Alter von wenigen Monaten komplexe Wahrnehmungsleistungen, etwa beim Verständnis physikalischer Sachverhalte (→ intuitive Theorien). Ein wichtiger Entwicklungsschritt bei der Wahrnehmung ist die Angst vor einem Abgrund (visual cliff), die wahrscheinlich auf einem Reifungsprozess beruht (→ Reifung).

Weisheit. Aus dem breiten Bedeutungsspektrum von Weisheit im Alltagsverständnis und in der Philosophie wurde ein psychologisches Konzept mit fünf Kriterien konzipiert, messbar gemacht und validiert: reiches Faktenwissen des Lebens, reiches Strategiewissen in grundlegenden Fragen des Lebens, kontextualistisches Denken (d. h. Berücksichtigung der allgemeinen und spezifischen Lebensumstände bei Problemen), Relativierung von Werten (Akzeptanz und Kenntnis der Vielfalt von Wertgeltungen und Lebenszielen) sowie Erkennen von und Umgehen mit Ungewissheit. Dieses Weisheitskonzept wird erfasst durch die Bearbeitung von Dilemmata, die zentrale Lebensfragen aufgreifen.

Wille, Volition. Die → Kompetenz, ein Ziel als zukünftige Situation der Motivbefriedigung zu antizipieren, die aktuellen Handlungen auf dieses Ziel auszurichten und sie von konkurrierenden Handlungsimpulsen abzuschirmen. Als Etappen

des Willensprozesses unterscheidet man die Auswahl von Wünschen, den Vorsatz (Überführung in die aktionale Phase), die Durchführung und die Bewertung des Erreichten. Bei den Regulations- und Kontrollleistungen des Willens spielt die → Sprache eine nicht unerhebliche Rolle. Sie dient als Instrument der Handlungsregulation. Etappen der Willensentwicklung zeigen sich in der → Trotzphase der frühen Kindheit, der Fähigkeit zum Bedürfnisaufschub und dem Widerstand gegenüber der Versuchung in der mittleren Kindheit sowie in den durch sie verbundenen Regulations- und Kontrollleistungen im Jugendalter, die vermutlich mit der Frontalhirnentwicklung zusammenhängen.

Wissen. Der Begriff wird in der Psychologie in der englischen Bedeutung verwendet und umfasst neben der alltagssprachlichen Bedeutung auch Können und Erkennen. *Deklaratives Wissen* ist bewusst verfügbar und sprachlich mitteilbar. *Prozedurales Wissen* beinhaltet Fertigkeiten, Strategien und automatisierte Leistungen. Der Übergang vom deklarativen zum prozeduralen Wissen verläuft über Übung. Neben schulbezogenem Wissen und Alltagswissen ist für entwicklungspsychologische Fragen das auf der jeweiligen Altersstufe vorhandene Entwicklungswissen interessant. *Metawissen* als Wissen über → Gedächtnis und → Lernen erleichtert und verbessert Leistungen des Einprägens und Behaltens.

Zone nächster Entwicklung (ZNE). Der von Wygotski eingeführte Terminus bezeichnet die Distanz zwischen dem aktuellen Entwicklungsniveau, definiert durch Leistungen selbständigen Problemlösens, und dem potentiellen Niveau, das

unter der Anleitung Erwachsener oder kompetenter Gleichaltriger erreicht werden kann. Die ZNE umreißt den Leistungsbereich oberhalb des gegenwärtigen Entwicklungsniveaus, den sich das Kind als Nächstes aneignen kann, wenn eine optimale kulturelle Vermittlung gewährleistet ist. Insofern verbindet die ZNE Kultur und Individuum beim Prozess der → Enkulturation.